

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

Januar 1926

Heft 10.

14. 1. 1926

Stad-
büchere
Elbing



epule

Verlag: Georg Stille, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Pozn. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

4

Louis Schröder

Danzig, Große Schmachergasse Nr. 3

Telefon 1638

(gegenüber Potrykus & Fuchs)

Telefon 1638

Kunsthandlung

4887

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

===== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten =====



Standard

Phoenix

der

deutsche

Tennis-Turnier-Ball

Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix A.G.

Harburg-Elbe

[470]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

Januar 1926

Nr. 10

Räthe Kollwix

Von Adolf Heilborn

„Ja, das ist es, daß überall, auch wo Menschen sich lieben, ein Rest von etwas sehr Traurigem bleibt. Das Leben bleibt immer Leben



Selbstporträt, Radierung

Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

und ist erdgebunden. Und ist vielleicht deswegen so allerschönst, weil es immer mit diesem Traurigen und Sehnsüchtigen durchknetet ist. Warum laufen einem Tränen aus den Augen, gerade wo man Menschlichstes (nicht im Sinn von Allzumenschlichem) sieht? Das

„An=der-Erde=Brust=Sein“ erschüttert.“ Diese Stelle aus einem Briefe der Künstlerin an Arthur Bonus tönt uns den ergreifenden Grundakkord ihrer Weltanschauung: er geht mit nur wenig variierten Harmonien von allem Anbeginn durch das Schaffen der Käthe Kollwitz, die von der Kunstgeschichte zweifellos einmal als die bedeutendste Künstlerin der Gegenwart, vielleicht sogar aller vor ihr gewertet werden wird.



Frau, Steinzeichnung

Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

Jeder Künstler ist ein Kind seiner Zeit, mag er schließlich auch, ihr weit entwachsen, mit seinem Schaffen in eine ferne Zukunft weisen. Alle Empfindungen und Gedanken dieser Zeit sammeln sich, oft genug ihm unbewußt, in seiner Seele wie Strahlen im Brennpunkt einer Linse. Das Fühlen und Denken von Generationen ballt sich in ihm, und in seinem Schaffen verleiht er dem Ausdruck. Er muß sich bewußt als Kind seiner Zeit fühlen — „il faut être de son temps“, hat Daumier, selbst solch ein Künstler, das einmal ausgedrückt —, wenn er in seiner Zeit und auf sie wirken will.

Käthe Kollwitz hat das früh und instinktiv begriffen. Als Gattin eines Arztes, wie er sein soll, mitten im Volke lebend, die Armen und Kranken täglich in ihrer ungeschickten, rührenden



Arbeiterfrau, Radierung

Mit Genehmigung des Rembrandt-Verlages, Berlin

Hilflosigkeit sehend, fand sie hier ihre Aufgabe: den Stammelnden und Stummen durch die Sprache ihrer Kunst Worte zu geben, aus den ohnmächtigen Klagen der Vielen, die eine wuchtige An-

klage zu ballen. Wer immer nur, zu schwach, selber die Stimme zu erheben, der Kraft ihrer Kunst bedurfte, dem ließ sie in tiefstem Mitleid der Frau und Mutter ihre Stärke. Bonus hat in seinem eben erschienenen Kollwitz-Buche darauf hingewiesen, wie diese Kunst eigentlich zu innerst eine religiöse ist, obschon die



In der Schenke, „Weberaufstand“, Radierung
Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

Kollwitz kaum jemals einen Gegenstand der kirchlichen Religion dargestellt hat. Die Religion des Mitleids, höchster, reinsten Menschlichkeit predigt ihre Kunst. Und daß sie Bekennerin und Kündlerin dieser Religion wurde und werden mußte, wird uns alsbald verständlich, wenn wir ihre Herkunft und ihr Leben kennen.

Im altersgrauen Königsberg, der Stadt des nüchtern strengen Pflichtbewußtseins Kantischer Prägung, gelegentlich aber

auch der sinnlichsten Pietisterei, stand Käthe Kollwitz-Schmidts Wiege. Wie Schwermuttfittiche lastete auf ihrem Elternhause ein drückendes Schicksal. Ihr Großvater war der Theologe und Philosoph Julius Rupp, der aus tiefster Gewissensnot heraus sein gesichertes Pfarramt des Königsberger Garnisonpredigers aufgegeben hatte



Aus der Folge „Krieg“, Steinzeichnung
mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

und 1846 Sprecher der von ihm gegründeten „Freien Gemeinde“ geworden war. Er mußte seinen an das Urchristentum erinnernden Bekennermut schwer büßen. Seine philosophischen und religiösen Vorlesungen an der Universität wurden durch das Ministerium „aus Gründen allgemeinen Staatswohls“ — eine für die damalige Reaktionsperiode sehr bezeichnende Maßregel — verboten; er selbst

war wiederholt im Gefängnis, wie denn auch die Versammlungen seiner Gemeinde im Jahre 1849 mehr als hundertmal von der Polizei auseinandergetrieben wurden. Rupps Werk liegt heute, eine Reihe stattlicher Bände füllend, vor; es zeigt uns einen aufrechten, pflichtbewußten, vom Geiste reinsten Humanität erfüllten, gütigen Menschen und scharfen, selbständigen Denker.

Rupps Nachfolger im Sprecheramt und Schwiegersohn wurde Karl Schmidt. Er hatte ursprünglich die Rechte studiert, war Regierungsreferendar geworden, glaubte es dann aber mit seinem Gewissen



Aus der Folge „Weberaufstand“, Radierung
Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

nicht vereinbaren zu können, Richter zu sein, und wurde Maurer. Dem Maurermeister Schmidt wurde am 8. Juli 1867 als drittes Kind die Tochter Käthe geboren. Wenn auch die Künstlerin jene Kämpfe und Verfolgungen nicht mehr miterlebt hat — die Schatten des Vergangenen lagen unverwischbar auf Eltern und Großeltern. Ein an die Strenge und den Glaubenseifer der Puritaner erinnernder Lebensernst war allem aufgeprägt, freilich auch Verständnis für jede Not und Mitempfinden der Leiden anderer ihnen tief ins Herz gedrungen. „Ich werde nie vergessen,“ hat mir die Künstlerin einmal erzählt, „wie erschüttert mein Vater war, als er zum ersten Male jenes Hood=Freiligrathsche ‚Lied vom Hemde‘ las: ‚Mit Fingern mager und müd‘, mit Augen schwer und rot, in schlechten

Hadern saß ein Weib, nährend fürs liebe Brot.“ „Der Vater,“ schrieb sie an Bonus, „war für mich der Hinüberführer zum Sozialismus, Sozialismus verstanden als ersehnte Bruderschaft der Menschheit. Hinter dem aber stand Rupp, die Persönlichkeit in der Beziehung nicht zur Menschheit, sondern zu Gott, der religiöse Mensch.“



Frauenkopf, Radierung

Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

Wahre Lebensnot hat die Künstlerin, wie man aus ihren herben Zeichnungen annehmen möchte, selber nie erfahren. Der Vater hatte es bereits zu hinreichendem Wohlstande gebracht und konnte seinen Kindern die beste Erziehung geben. Man wohnte in einem geräumigen Hause am Pregel, und die auf dem Flusse dahingleitenden, schwerbeladenen, dunklen Ziegelschiffe waren eines der ersten rhythmisch bewegten Bilder, die Auge und Seele der früh schon künstlerische Anlage verratenden Käthe in sich aufnahmen. Die

Mutter besaß ein freundliches Zeichentalent und schuf in Mußestunden manch reizvolle Kopie nach guten Meistern. Kein Wunder also, daß die Kinder „zeichneten“, und als in solchen Spielen die stärkere Begabung Käthes immer deutlicher wurde, ließ der Vater ihr besonderen Zeichenunterricht erteilen.



Selbstbildnis mit der Lampe, Radierung
Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

Königsberg war an bildenden Künstlern damals nicht sonderlich reich. Das vierzehnjährige Mädchen kam zu dem Kupferstecher Mauer, einem verständigen Handwerker in seinem Fache, der sie nach Gips zeichnen ließ und später auch in die Kunst des Radierens einführte. Als er schlechterdings nichts mehr zu lehren hatte, entschloß sich der Vater, die siebzehnjährige Tochter nach Berlin gehen zu lassen, wo ihr Bruder studierte. Sie wurde Schülerin Stauffer-Berns, der die Zeichenklasse in der Künstlerinnenschule leitete. Der Schweizer war der rechte Mann für ihr drängendes Streben. Er gab, was er als Lehrer geben

konnte, und die Schülerin, der es bitter ernst ums Lernen war, machte beim Zeichnen nach dem lebenden Modell rasch bemerkenswerte Fortschritte. Als sie Stauffer einmal eine schon im Jahr vorher in Königsberg entstandene Zeichnung zu Freiligraths „Aus-



Studie, Kohle (1909)

Mit Genehmigung des Rembrandt-Verlages, Berlin

wanderern“ zeigte, meinte der sonst recht lobkarge Meister: „Das ist ja wie von Klinger.“

Klingers Werk hat in der Tat auf die werdende Künstlerin den stärksten Einfluß gehabt. Ihr lag auch gerade das allgemein

Symbolisierende, dieses über das rein wirkliche Einzelne hinausgehende Verallgemeinern, dieses Konkretes ins Abstrakte Erheben, das in Klingers Wesensart wurzelt, und so haben seine „Intermezzi“, wie sie selbst bekennt, auf sie bestimmenden Eindruck gemacht, den man noch weit in ihr eigenes Schaffen hinein verfolgen kann. Aber sie hat doch sehr bald schon, trotz aller Ehrfurcht vor



Mutter und Kind, Radierung

Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

so großem Können, für sich selber die Klippe zu vermeiden gewußt, die in dem sozusagen Uebersichtigen des Zeichners und Radierers Klinger lag, diesem jedes Fältchen, jedes Fleckchen getreulich Wiedergeben und darüber gelegentlich Charakteristischstes, die Tiefe, die Seele Uebersehen.

Nach Ablauf des vom Vater bewilligten Berliner Studienjahres kehrte Käthe Schmidt nach Königsberg zurück. Sie begann zu malen: Porträts, Hafenarbeiter, Arme-Leute-Milieus. Ihr Lehrer beim Uebergang von Stift und Radiernadel zum Pinsel wurde

Emil Neide, dessen theaterhaft-kitschige „Lebensmüde“ damals vom großen Publikum viel bewundert durch alle Ausstellungen wanderten. Neide konnte der so wesensanderen, viel tieferen Schülerin nichts Bestimmendes geben, und so ging Käthe, da Stauffer-Bern nicht mehr in Berlin war, nach München zu Herterich. Im Kunstleben Münchens herrschte damals eine freiere Luft als an allen andern Kunststätten Deutschlands. Hier hatten die französischen Impressionisten ihren ersten entscheidenden Sieg errungen; hier schuf ein Fritz v. Uhde, Gotthard Kuehl, Leopold v. Kalckreuth und, um von den jüngeren noch ein paar zu nennen, ein Max



Aus der Folge „Bauernkrieg“, Radierung
Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

Slevogt und Peter Behrens. Aber nur für eine kurze Weile fand die Jugend Käthe Schmidts hier in einem Kreise Gleichgesinnter volles Genügen: auf die Dauer war das phäakenhaft Leichte der Isarstadt für ein so schwerblütiges, norddeutsches, weit über die Jahre seelisch gereiftes Menschenkind doch nicht das innerlich Ersehnte. Dazu kam, daß die Malerin mehr und mehr zu empfinden begann, wie die Zeichen- und Griffelkunst ihr eigenstes Schaffensgebiet sei. So kehrte sie nach Königsberg zurück, wo sie von neuem vor allem die „kleinen Leute“ zeichnete und das Hafenviertel studierte. „Es war eigentlich nicht das Soziale“, hat sie mir einmal etwa gesagt, „das mich schon damals dazu trieb, gerade diese Menschen immer wieder zu zeichnen. Ich hatte vielmehr eine

rein ästhetische Freude an ihnen. Solch ein Lastträger ist in der gleichmäßigen Durchbildung seines Körpers schön; solch eine Arbeiterfrau zeigt mir in ihrer Unkompliziertheit von ihrer Gestalt und ihrem Wesen viel mehr als die durch Konvention überall in ihrem Tun und Lassen eingeeengte Dame. Sie zeigt mir ihre Hände, ihre Füße, ihre Haare, sie läßt mich durch das Kleid den



Frauenstudie, Radierung

Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

Körper sehen; sie gibt sich auch in ihren Gefühlsäußerungen viel unverhüllter.“ Das nächste Jahr brachte die Vermählung Käthe Schmidts mit dem Jugendfreunde Dr. Karl Kollwitz, und damit die Uebersiedlung nach Berlin. Hier stellte sie 1893 in einer kleinen Ausstellung von der Jury Abgewiesener ihre ersten Arbeiten aus, auf die allein von allen Berliner Kritikern Julius Elias mit den prophetischen Worten bewundernd hinwies: „Fast allen Betrachtern ist das entschiedene Talent einer jungen Frau entgangen, die den Schimpf der ersten Abweisung um so leichter wird ertragen können, als sie einer reichen Künstlerzukunft sicher sein darf.“ Ein litera-

risches Erlebnis, die Aufführung von Hauptmanns „Webern“, gab der Künstlerin den Plan für ihren ersten Zyklus von Radierungen. Das unbehilflich stammelnde Klagen und Anklagen der Hauptmannschen Gestalten rief in ihr wohl manches Erinnern an das Vaterhaus wach und ward ihr in seelischem Miterleben greifbare Wirklichkeit. Fast vier volle Jahre hat die Künstlerin mit dem Stoffe gerungen: als ihre sieben Blätter „Weberaufstand“ im Jahre 1898 in der Großen Berliner Kunstausstellung gezeigt wurden, stellten sie alles in den Schatten, was man sonst dort zu sehen bekam.



Totes Kind, Radierung

Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

Kein Geringerer als der alte Menzel schlug die Künstlerin für die silberne Medaille vor. Noch ein paar Jahre lang wählte die Künstlerin sozusagen literarisch-historische Themen für ihr Schaffen: der „Bauernkrieg“, „Germinal“, die „Carmagnole“ sind dessen Zeugnis, Blätter, darin das dichterisch und historisch intuitive Nachschaffen der Künstlerin einen nicht zu übergipfelnden Höhepunkt erklimmte.

Aber zur „Käthe Kollwitz“, die wir verehren und — was mehr ist — lieben, ist sie nicht durch diese heroischen, im Lebendig gemachten Empfinden vergangener Zeiten wurzelnden Schöpfungen geworden: das ward sie durch die nun in raschem, unermüdlichem Schaffen sich folgenden Blätter, die das Hoffen und Glauben, das Ringen und Verzweifeln unserer Tage eingefangen und festgehalten haben.

Man hat, nur auf das Stoffliche, die Härte und Schärfe der Themen achtend, dem Schaffen der Künstlerin männliche Energie nachrühmen zu sollen geglaubt. Das heißt denn doch zu flüchtig sehen und zu flach empfinden. Diese Härte ist kaum verhohlene Weichheit, diese sich zornig gebende Anklage ist nur das alles menschliche Leiden tiefst mitempfindende Klagen eines wunden Herzens. Mit warmer, mütterlicher Liebe streichelt's über all die müden, gebrochenen Menschen auf ihren Blättern.



Abschied, Radierung

Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

Das ist in der Tat, wie Artur Bonus urteilt, religiöse Kunst, Kunst aus eigenem religiösen Erleben geboren. Und wenn auch in fast allen ihren Blättern eine soziale Note vernehmlich mitklingt, wenn sie, verbittert von all dem Elend, das die Frau des Berliner Armenarztes Kollwitz täglich um sich sieht, anzuklagen scheint — in ihrer Kunst, pflichte ich Bonus bei, ist nirgends eine Spur von Rachegegnung, von „Ressentiment“. Sie sieht den Feind der Mißhandelten, Zertretenen, Entrechteten nur ganz unpersönlich: das unergründliche Schicksal, die „dira necessitas“ der Alten, das

allgemeine Menschenlos, das ist dieser Feind. Solche Einstellung der Künstlerin zu den Dingen, solche ganz persönliche und eben doch im Grunde naiv religiöse Weltanschauung spricht besonders deutlich aus den Blättern der letzten Jahre. Gewiß hat das Erlebnis des Weltkriegs, der ihr einen der beiden Söhne nahm — er fiel als Kriegsfreiwilliger schon im Oktober 1914 —, diese Einstellung



Frauenstudie, Steinzeichnung

Mit Genehmigung des Verlages Emil Richter, Dresden

bewußter werden lassen; aber sie war wohl schon von Anbeginn da und ist durch das ganze Schaffen der Künstlerin hin deutlich zu spüren. Das Blut Julius Rupperts regt sich darin, und letzten Endes ist es die Resignation des Weibes. Es ist mehr als der Ausfluß irgendwelcher pessimistischen Stimmung, es ist das Glaubensbekenntnis des Weibes und der Künstlerin, jenes Wort: „vielleicht ist das Leben deswegen so allerhöchste, weil es immer mit Traurigem und Sehnsüchtigem durchknetet ist.“

Wilhelminchen^{*)}

Von Margret Heuser

Ein Busch brennet und ward doch nicht
verzehret,
Gott ward Mensch und der Mensch doch
nicht von Gott verzehret.
(Alter schlesischer Kirchenspruch).

Was glaubt ihr, wie mühsam Wilhelminchens Leben war? Die hastigen Uhren auf den Türmen der großen Stadt hatten kaum sechs Schläge in Winternebel und frostige Dunkelheit gejagt — da hämmerte schon die große, kartoffelähnliche Weckeruhr auf dem Tisch, dicht an Wilhelminchens Kopf, aufgeregt und laut. Wilhelminchen schlug die Augen auf. So grau wie ein samtenes Mausfellchen, oder so grau wie ein frischer Nebel, den eben die Sonne durchbrechen will, so grau und verhangen waren Wilhelminchens Augen.

Wilhelminchen reckte unter der bescheidenen Decke die mageren Glieder. Ein ganz klein wenig schmiegte sie sich noch einmal an das blauweißwürfelige Kissen, aber dann setzte sie die Beine vors Bett, trotz Frostschauer und Uebelkeiten, die ihr dies Beginnen eintrug. Mit kältezitternden Fingern entzündete sie die Kerze. Nun aber, als der Lichtschein Wilhelminchen ganz wach gemacht, kam allmählich eine schöne Ruhe und Sicherheit in ihre Glieder. Und wenn auch das kalte Wasser sie bis zur Atemlosigkeit erschreckte, wenn auch der Kamm eilig durch das Haar strich, es war doch Anmut und Runde in all ihrem Tun, vom ersten Strumpf, den sie anlegte bis zum Schließen des Gürtels und der Ärmelknöpfe. Und schnell war sie mit ihrer kleinen Person fertig. Aber, was war denn auch sie? Das Zimmer war mehr, denn — Wilhelminchen liebte das Zimmer. Und wie sie begann das Bett zu ordnen, den Boden zu kehren, war es wirklich, als täten ihre kleinen, mageren Hände allen Dingen etwas Gutes an. Es war förmlich eine Liebkosung, mit der sie den Fensterriegel bewog, sich zu drehen und die Scheiben sich aufzuschlagen.

Dann griff Wilhelminchen nach dem Licht und einem grauen Emaillietöpfchen mit kaltem Kaffee, das auf dem Tische stand. Sie ging zur Tür und öffnete sie vorsichtig. Einen Augenblick lauschte sie ängstlich in das Dunkel, dann trat sie hinaus. Und in diesem Augenblick fiel das Warme, Liebliche, Weiche, die lebendige Runde, mit der sie im Zimmer alles getan und betreut, von ihr ab. Vorsichtig und ungeschickt tastete sie sich in die dunkle Küche ihrer Wirtsleute. Die Stube blieb in häßlich grauem Dunkel zurück.

^{*)} Dieser Beitrag erscheint als Vorläufer einer Reihe von Sonderausgaben „Die junge Generation“, deren erstes Heft, der epischen Dichtung gewidmet, im Februar d. J. herauskommt.
Der Herausgeber.

Die Straßenlaternen, deren Licht sich eben noch mit dem der Kerze verschlungen, gingen gerade aus, und das Zimmer schien nun so verlassen, frostig und leblos, als wäre ihm geradezu die Seele herausgeschnitten. Die dicke Weckeruhr knackte grob und mechanisch wie ein Ding, — das Bett stand da nüchtern und ärmlich, — der offene Fensterflügel knarrte trocken, — der Wintermorgendunst der Stadt kroch herein und machte den Tisch, den Stuhl, den stumpfen Boden frieren.

Endlich kam Wilhelminchen zurück, in der Hand das dampfende Kaffeetöpfchen. Und wie sie eintrat, war es, als käme sie über alle Dinge. In dem kleinen Zimmer, hier, wo sie niemand sah, hier war Wilhelminchen über den Dingen und herrschte. Hier bog sich ihr alles gleichsam in die Hand, hier stand sie, eine kleine Königin, von unbezwinglicher Weichheit und Würde und sagte dem Nähtisch, wie er dastehen mußte und dem Sofa, wie es die Arme öffnen sollte, den Gardinen, wie sie sich falten und dem Bett, wie es sich am reinlichsten glättete. Es war wie im Märchen, wo das arme Mädchen den Prinzen erlöste durch ein Zeichen tiefster Liebe und Hingabe. So erlösten hier die Dinge Wilhelminchen und Wilhelminchen die Dinge, indem sie sich einander hingaben frei und ohne Furcht.

Mit einem kleinen bedauernden Blick verließ Wilhelminchen das Zimmer, und bemühte sich vorsichtig und leise die Treppe hinunter. Aber die Dielen wollten durchaus knarren und die vielgeflackten Sohlen klappern auf den Treppenstufen, und Wilhelminchen verlor, je tiefer sie stieg, immer mehr von all den Lieblichkeiten, die sie im Zimmer besaßen. Das Knarren der Treppenstufen klang ihr böse und gehässig in den Ohren.

Draußen auf der Straße hastete ihr erster Blick nach der Turmuhr, die man noch kaum erkennen konnte, und dann zog sie die Schultern ein wenig hoch, legte die frostklappernden Zähne fest aufeinander und schritt ängstlich aus.

Einmal hatte hier auf der Straße ein Wagen geholpert, darauf hatte der Sarg ihrer Mutter gestanden. Es war vor Jahren gewesen, aber Wilhelminchen erlebte es immer noch und immer wieder. So lange die Mutter lebte, dünkte es Wilhelminchen, als wäre alles schön gewesen. Sie hatte vergessen, daß das Leben für sie kaum anders gewesen und kaum besser. Sie hatte vergessen, daß die Stimme der Mutter barsch gewesen und nur schwer zu begütigen. Die Mutter war Mantelnäherin gewesen nach dem Tode des Vaters. Und die Frauen, die da plötzlich steif im Kampf stehen ums Brot, werden barsch und hart. Stehen immer, als müßten sie etwas verteidigen und treiben gewaltsam alle Weichheit aus sich heraus. Da überschlägt sich dann oft der Ton, denn alles Gewaltfame

findet nicht den rechten Weg zu Gott und zum Leben. Es ist Kraft, die im Weltenraum verrinnt und in der Seele keines Dinges weiterleben mag.

Wilhelminchen hatte auch damals, zu Lebzeiten der Mutter, früh, recht früh das warme Bett verlassen müssen, und das Mittagbrot vom zehnten Jahre an selbst bereitet, wenn sie aus der Schule kam. Denn die Mutter mußte beizeiten weg und kam erst abends wieder. Und die Worte, die sie dann am Abend miteinander wechselten, waren trocken, müde und knapp und handelten von den Notwendigkeiten des kommenden Tages. Trotzdem war zwischen den beiden Menschen Liebe gewesen. Jene Liebe, die man nie ausspricht, und der man erst bewußt wird, wenn der andere für immer gegangen. So war es auch Wilhelminchen gegangen. Als man die Mutter tot hinaustrug, stürzte sich eine rätselhafte Angst der Verlassenheit über sie und machte sie scheu und verzweifelt. Nun begriff sie eigentlich erst, daß die Mutter für sie gearbeitet, und all ihr Tun Liebe gewesen in harter Schale. Lange konnte Wilhelminchen es nicht los werden, daß sie der Mutter bei Lebzeiten nie ihre Liebe gezeigt. Aber wenn sie ganz ehrlich nachdachte, und sich vorstellte, was die Mutter zu ihr gesagt haben würde, dann wußte sie wohl, daß die Mutter alle Liebkosungen und ausgesprochenen Worte abgelehnt hätte, denn das paßte nun mal nicht in ihre Art. Nun aber, da die Mutter tot, war sie für Wilhelminchen ein Born des Glücks. Nun war sie so fern und so nah, daß Wilhelminchen alles, was ihr junges überschwengliches Herz erzittern machte, dorthin tragen konnte. Und wenn sie Sonntag mittags vor der Mutter wackeligem Nähtisch saß, hielt sie Zwiesprache mit ihr. Zwiesprache ohne Worte, und das war das Schöne, denn Worte sind hart und steif und stehen drohend und deutlich in der Wirklichkeit. Was ohne Worte hinüberschwingt in den anderen hinein, bleibt uns selbst ganz rein und ohne Scham. Es ist das ehrlichste, was wir haben und kann nie mißverstanden werden.

Wilhelminchen liebte die Straßenbahn nicht, und die vielen Straßen nicht, durch die sie fuhr. Ihr war immer ängstlich und fremd zumute. Die vielen Menschen in der Bahn, die sie unfreundlich stießen oder mit großen Augen kalt ansahen, flößten ihr Furcht und Haß ein. Die großen Hallen, Treppen und Räume des Versicherungsgebäudes, in dem sie arbeitete, machten sie unsicher. Ihr Schritt hallte da so, und obgleich sie nun schon Jahre hier arbeitete, kostete sie jeder Morgen die gleichen Schmerzen. Nur stumpfte sich das Bewußtsein allmählich dafür ab. Aber schlimm war es immer noch, in das dunkle, große Hofzimmer zu treten, in dem sie täglich stundenlang vor ihrer Schreibmaschine saß, dem Blick des

Bürovorstehers und aller Kollegen und Kolleginnen ausgesetzt. Und sowohl das gutmütig biedere Scherzen und Zürnen des Vorstehers, wie das Kichern und Tuscheln der anderen blieb ihr gleich fern. Sie erröthete wohl, wenn einer der Männer Dinge erzählte, für die sie sich irgendwie schämte, aber sie ließ das alles über sich ergehen, ohne einem darum gram zu sein. Nur fremd schien ihr das alles, fremd und fern. Und wenn sie dann manchmal Sonntags nach der Kirche an ihrem Fenster saß, und all die bescheidenen Hemden und Strümpfe niedlich und sauber flickte, dann kam ein unbestimmtes Sehnen in ihre Augen und ihre Glieder, dann ließ sie die Hände sinken und atmete in einem Seufzer, dann füllten sich wohl gar ihre Augen mit Tränen, und sie sah sich um und wußte nicht, was sie hier sollte in der Welt. Was Gott von ihr gewollt. Kam dann der Montag Morgen, dann war es, als hätte ein armer, kleiner, bitterer Zug begonnen, sich ganz schwach in Wilhelminchens Gesicht zu graben. Dann war es, als kämpfte alle Liebe, Weichheit und Güte in ihr gegen eine enge, bittere, kleinliche Armut, die in ihrem Körper Einzug halten wollte. Das sah niemand, denn es war kein menschliches Auge in ihrer Nähe, das fein genug, solche Dinge zu sehen, es gab auch keines, dem es der Mühe gelohnt hätte, hinzuschauen. Aber Gott sah es. Er sah den Kampf, und um dieses Kampfes willen mußte er ihr das Schicksal schenken, wonach ihre Seele verlangte.

Wilhelminchen war Montags immer die erste in ihrem Bureau. Sie ergriff dann ein Staubtuch, putzte alle Tische und Stühle, die Schreibmaschinen und Kleiderhaken ab und brachte alles, was im Laufe der Woche durcheinander geraten, in Ordnung. Es waren in den Jahren ihres Daseins schon jüngere Mädchen angestellt worden, denen eigentlich diese Montagmorgen-Pflicht zugefallen wäre. Aber Wilhelminchen sagte nichts, und so blieb diese Arbeit auf ihr hängen. Es war überhaupt immer dasselbe: sie wehrte sich nicht und trat schüchtern immer als letzte herzu, wenn die guten Dinge des Lebens bereits verteilt worden waren. Aber sie war dann auch zufrieden mit dem, was ihr zugefallen. Schließlich liebte sie sogar diesen Montagmorgen. Es war hübsch, in ein leeres Zimmer zu treten und gleich ein paar ordnende Handstriche tun zu können. Wilhelminchen fand es nun einmal unterhaltsam, mit dem Staubtuch umzugehen und mit den leblosen Dingen zu verkehren. War dies doch die einzige Möglichkeit, ihrem warmen, hilfsbereiten Herzen zu folgen. Den Menschen durfte sie ja nichts Gutes antun, dafür war eine zu große Scheu in ihr. Aber die Dinge hielten still, wenn sie ihnen ihre Liebe und Zuneigung bezeugte. Sie fühlte sich ihnen ganz einfach überlegen und ließ darum ihrem wahren Wesen vor ihnen freien Lauf.

Mit der Zeit wurde Wilhelminchen immer blässer. Der Frühling kostete sie jetzt schon eine gewaltige Anstrengung. Es war dann, als könnte sie die Füße garnicht mehr heben, und mitunter war ihr ganz taumelig und wirr im Kopf. Und da waren vor allem die Treppen in dem Versicherungsgebäude, die plötzlich wie unüberwindliche Hindernisse vor ihr standen. Ihr Herz klopfte schon nach der ersten bis hoch in den Hals, und sie mußte immer öfter und öfter stehen bleiben, um Luft zu schöpfen. Aber in all der Schwäche und Atemlosigkeit war oft ein großes, wundervolles Gefühl in ihr, daß sie tief und wunderselig vor sich hinlächeln mußte und wußte doch selber nicht weshalb. Es schwebte dann wie eine ewig frohe Erwartung über ihrer Seele. Sie wußte nicht mehr, warum ihr Herz klopfe, ob daran wirklich die Treppen nur schuld, oder mehr noch dieses geheimnisvolle Warten auf etwas Wunderbares.

Einmal, als sie an einem Montagmorgen im Mai nach Atem ringend auf halber Treppe stand, war es wieder da, jenes wunderselige Gefühl, und sie lächelte und lauschte tief in sich hinein, um doch nichts als ein heimliches atemfrohes Erwarten zu finden, das ihr Herz höher und höher schlagen ließ. So tief war sie in sich verborgen, daß sie eine taumelige Angst befiel, als sie plötzlich Schritte vernahm und jemand hinter ihr die Treppe herauf kam. Sie wollte weitergehen, aber die Schwäche und Verwirrung war größer als ihr Wille. So kam der andere schnell heran. Auf gleicher Höhe mit ihr nahm er den Hut ab und sagte: „Guten Morgen.“ Da bog ihm Wilhelminchen ihr Gesicht entgegen, auf dem ihr heimliches, wunderseliges Lächeln noch stand, das sie sonst nur für sich selber gehabt. Der Mann, der dies sah, blieb stehen, den Hut in der Hand, und es kam eine Stille über die beiden, in die nur der Atem Wilhelminchens süßern und zitternd von ihren Lippen sprang. Bis endlich der Fremde besorgt fragte: „Ist Ihnen etwas?“ Wilhelminchen fuhr empor, und während das Blut hell in ihr Gesicht schoß, brachte sie stotternd und atemlos hervor: „Nein — nein —, es ist nur — die Treppen — ich mußte nur stehen bleiben.“ Dann wußte sie wirklich nicht mehr, was sie sagen sollte. Ihr Herz klopfte so stark, daß sie meinte, der andere müßte es hüpfen sehen unter dem leichten Sommerkleid. Aber der Fremde stand und sah sie immer noch an. Schließlich wurde auch er verlegen, wandte die Augen ab und sagte beklommen: „Es ist auch so warm draußen, richtiger Frühling schon.“

„Ja, ja“, nickte Wilhelminchen eifrig, und aus Angst, daß wieder eine so unheimliche Stille zwischen sie treten könnte, faßte sie das Geländer fester und begann sich mühsam daran heraufzu-

ziehen. Der andere sah, daß sie eine schwere Tasche in der Hand trug und froh, etwas gefunden zu haben, was er tun könnte, beugte er sich vorsichtig und ungeschickt ganz zu ihr, indem er sagte: „Die Tasche ist schwer, die werde ich tragen.“

Dann nahm er sie ihr trotz aller Vorsicht zum Schluß doch so plötzlich ab, daß seine Hand die ihre berührte, und das erschreckte sie beide so sehr, daß sie nun schweigend und starr geradeaus sehend, eilig die Treppe vollends hinaufstiegen. Erst oben, vor der Tür ihres Zimmers, stand Wilhelminchen atemlos still und streckte bittend die Hand nach ihrer Tasche aus. Der andere wollte sie ihr geben, aber als er ihre kleine zitternde Hand sah, in die er die schwere Tasche legen sollte, schien es ihm fast unmöglich, eine solche Last ihr aufzubürden. Ratlos und ärgerlich holperte er deshalb hervor: „Warum ist denn die Tasche so schwer? Die ist viel zu schwer für Sie.“

Und Wilhelminchen entgegnete zaghaft in seine polternden Worte, daß zwei Pakete Schreibmaschinenpapier darin seien, sie hätte den Auftrag erhalten, sie heute früh mitzubringen.

„Müssen Sie das denn tun?“ fragte er schon sanfter weiter, „kann das nicht eine andere besorgen?“ Und da fühlte Wilhelminchen zum erstenmal in ihrem Leben echte, richtige Besorgnis um sich wehen, und sie nahm ihre Tasche und lächelte noch einmal wundersam in sein Gesicht: „Danke!“, und ihre Stimme war so bewegt, daß der andere von ihr wieder in einen wunderlichen Taumel gerissen wurde, in dem er nur schweigend den Hut vom Kopfe nahm und ihn tief, tief senkte, beinahe, als wollte er damit den Boden berühren.

Drinnen im Zimmer stand Wilhelminchen lange an die Wand gelehnt. Ihr Herz klopfte, als wollte es alles Blut aus ihr herausklopfen in die Welt. Wozu nur, was sollte denn ihr Blut in der Welt? Und dazu brannte die Stelle, an der der andere ihre Hand berührt, so sehr, daß sie sie mit der anderen Hand bedecken mußte. Den ganzen Tag schritt sie wie eingehüllt. Nur ganz schwach fühlte sie durch diese Hülle die Blicke des Bureauvorstehers und der Kolleginnen auf sich gerichtet. Sahen sie erstaunt nach ihr hin? Aber über all der Fülle in ihr, vergaß sie weiter daran zu denken. Nur die Stelle an ihrer Hand brannte noch immer, und als sie einmal unversehens darauf blickte, hatte sich ein kleiner, nervöser, roter Fleck an ihrer Hand gebildet.

Was nun in Wilhelminchens Leben kam, war so viel, daß es ihr selbst manchmal schien, als könnte sie das alles gar nicht in ihrer engen Brust und ihren zu klein geratenen Händen halten. Wem sollte sie zum Beispiel danken für das alles? Darum legte sie nun

abends unter der Decke öfter und immer öfter ihre Hände zusammen und dankte Gott. Gott, den sie doch vorher gar nicht gekannt. Ja, Gott und die Welt war ihr auf einen Tag geschenkt, und das war viel. So unbedeutend und dumm Wilhelminchen auch sein mochte, in diesen Dingen wußte sie ebensoviel wie die größten und bedeutendsten Menschen: daß es viel, ja, das Höchste war, mit einemmal Gott und die Welt geschenkt zu bekommen. Es schien ihr gerade so, als hätte ihr Leben erst an dem Tage begonnen, als Johannes Reimann, der Angestellte der Versicherungsgesellschaft, der im dritten Stock über ihr arbeitete, ihr die Tasche die Treppe hinauftrug, weil er fand, daß sie für sie zu schwer sei.

Johannes Reimann trug ihr noch oft die Tasche die Treppe hinauf und wartete nun jeden Tag nach beendetem Dienst unten vor dem Haus auf sie. Johannes Reimann klopfte mit ungeschickten Händen plump und zart an Wilhelminchens Herz, und da tat es sich auf und ließ süße Düfte und tausend Lieblichkeiten hervor. Johannes Reimann war davon ganz benommen, denn er war im Waisenhaus groß geworden, und nicht eine von all den Lieblichkeiten, die in einem jungen, unschuldigen Frauenherzen wachsen, war ihm bekannt. Er verstand nicht recht, warum Wilhelminchen erschrak, wenn er ihre Hand berührte, während ihr Blick doch zu ihm hinstrebte, er verstand nicht, warum sie so sehr errötete, wenn er ihr sagte, daß sie schön aussehe. Sie wehrte dann alles ab, und doch sah er, daß sie alles trug, was er schön fand. Und dabei wußte er noch nicht einmal, daß Wilhelminchen nun oft darbt, um eine neue weiße Bluse oder ein blaues Seidenband zu kaufen, von dem sie wußte, daß es ihm gefiel. Ja, Wilhelminchen war dem Johannes ein rechtes Rätsel. Er kannte wohl andere Frauen und Mädchen, derbe, lustige, feine und zarte, aber keine war wie Wilhelminchen. Sie schwebte vor ihm wie in einem hellen Kreis, und vor diesem hellen Schein wurde er scheu und demütig. So konnte es geschehen, daß Wilhelminchen langsam, ganz langsam, mit dem stetig heranahenden Sommer aus ihren heimlichsten Verborgenschaften hervorschritt, näher und näher dem Manne, der nichts tat, sie zu erschrecken und an sich zu reißen. Bis an einem hauchzarten Sommerabend, an dem sie zum erstenmal zusammen in den Wald hinaus gefahren waren, Wilhelminchens Leuchten ihm so seltsam nahe kam, daß er es wagte, mit in den Kreis zu treten, der sie umschloß.

Sie saßen am Rande eines der Seen, deren es hier so viele gab. Auf dem Wasser lag weißleuchtend das Licht des Mondes. Fern klangen hin und wieder Menschenstimmen durch die Luft. Wilhemminchen hatte die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf dem Wasser zugeneigt, lauschte sie in all das Wundersame in sich hinein, daß ihr Gesicht wie von innen erschüttert blaß und bewegt aus dem Lichte emportauchte.

Johannes saß und sah sie an. Da erschien ihm mit einemmal Wilhelminchens weißes Gesicht in der Dämmerung so rührend, daß er sachte mit seiner Hand darüber strich. Wilhelminchen rührte sich nicht, nur aus ihren Augen stürzten Tränen lautlos und silbern und rannen über ihr Gesicht, und als Johannes sie mit seiner Hand fortwischen wollte, streckte sie die Hände nach ihm aus, und da wagte er es, sie an sich zu nehmen, so dicht, als wollte er sie nie mehr von sich lassen.

Nun erst lebte Wilhelminchen wie in einem ewigen Fest. Nun erst hatte der Schleusenwächter ihrer Seele alle Tore geöffnet. Alle Wasser kamen und stürzten sich in den breiten Fluß. Es war, als sei sie immer in einem grauen, armen Leben eng, arm und klein herumgegangen, und als wäre nun mit einemmal eine Wand gerissen und sie mitten in einen Himmel gefallen. Ihre Hände schienen nun erst die rechte Innigkeit im Tun zu finden. Ihre Augen leuchteten so warm und prächtig in die Welt, daß sie im voraus alles verßöhnten, was ihr feindlich nahen wollte. Und ihre Füße schritten erdensicher und himmelselig, als sei diese Welt ein weiter Tanzplatz mit wunder süßer Engelsmusik. Noch mehr! Wilhelminchen war stolz geworden, denn sie wurde geliebt. Johannes Reimann liebte sie. Keine andere. Nur sie. Nur nach ihr sah er aus, nur auf sie wartete er, und denkt euch nur, er fragte sie jedesmal, wenn er sie sah: wie es ihr ginge. Noch nie hatte sich je einer nach ihrem Ergehen erkundigt, und das war etwas Außerordentliches, daß nun einer da war und fragte: wie es ihr ginge. Wilhelminchen ging es natürlich immer gut, ausgezeichnet sogar, und auch dazu war nun einer da, der das sah, und den das freute. Noch viel mehr sah dieser Johannes. Er sah jede neue Schleiße, jedes lockige Haar, und alles, was sie nun tat, mußte sie besonders tun, denn sie tat es ebenso gut für Johannes wie für sich selbst. Es erwies sich jetzt, daß Wilhelminchen nicht dumm war, denn sie wurde nicht hochmütig und eingebildet. Sie wußte wohl, daß es Leute gab, die reicher, klüger, schöner waren als sie und ihr Johannes, aber sie beneidete sie nicht, denn sie konnte nun einmal nicht glauben, daß mehr Liebe in der andern Leben war, als in dem ihren und darauf kam es doch nur an. Das wußte sie ganz sicher, denn sie hatte doch am allerbesten erfahren, wie es ist, ohne Liebe zu leben. Nein, Wilhelminchen war vollkommen glücklich, so vollkommen, wie es Gott nur den Menschen vorbehalten, die in aller Enge sich ganz geben und nur eins wollen: ihre Fülle verschwenden dürfen, so sehr sie können. Und wie alles wahrhafte Leben hinläuft zu allem Lebendigen — so fühlten die Menschen um Wilhelminchen das neue Leben in ihr. Es war, als liegen die Wellen des Lebens so hoch in dem Mädchen, daß ihre

leise verzitternden Ringe die anderen noch berührten, daß sie aufsaßen und hinschauten. Und Wilhelminchen kam mit einer so unendlichen Fülle daher, daß sich alles vor ihr aufthat, daß sie die fremdesten kältesten Kreise durchdrang und sich selig mit hineingezogen fühlte in den Kranz alles Lebendigen. Nicht, daß Wilhelminchen das klar gesehen und sich ausgesprochen hätte. Sie fühlte sich nur allen Dingen und Menschen merkwürdig nah. Und es wurde ihr gar nicht mehr schwer, einem alten Mann auf der Straße behilflich zu sein, ohne zu erröten, oder ein Kind, daß in der Bahn keinen Platz mehr fand, auf ihren Schoß zu ziehen. Ja, sie ging sogar nun manchmal auf der Straße auf ein fremdes, weinendes Kind zu und fragte es um seinen Schmerz. Die Grenzen waren weggerückt zwischen ihr und den Menschen. Keiner schien ihr mehr kalt und böse. Es war kein Haß mehr in ihr, und was mehr war, es schien, als wäre ihr Blick nun geöffnet für Dinge, die sie früher nie gesehen. So sah sie, daß die lustigste Kollegin mitunter einen starren Blick bekam und so qualvoll dreinschaute, als graue ihr vor ihrem eigenen Dasein. Wilhelminchen hub an, sie wärmer zu umgeben. Ging behutsam um sie herum und schob sich achtsam in den Augenblick, da die Augen der Lustigen Tränenspuren trugen. Dann saß sie neben ihr, und die Lustige sprach und sprach von Dingen, die Wilhelminchen nie gehört, aber ihre wache, hingeebene Seele erliebte sich ein Verstehen, das über allem Verstehen ist und sonst nur klaren Greisen und gütigen Müttern beschied.

Die Lustige ging davon, freier, leichter mit dem Wissen um ein williges Ohr, ein verstehendes Wort, das ihr das Leben erträglicher und die Welt wärmer machte. Wilhelminchen ging umher mit einem schweren Gefühl, als hätte Gott von aller Lebensfülle wieder ein Stück in ihr niedergelegt.

Und dann war sie glücklich, von Herzen glücklich. Wie gut waren doch die Menschen, daß sie ihr nun erlaubten heranzukommen, und ihr Glück und Unglück mit ihnen zu teilen. Ach, Wilhelminchen war der Erde dankbar, die sie trug und der Luft, daß sie sie umgab, und den Menschen, daß sie sich lieben ließen.

Was war das auch nun für ein heimliches Leben in der großen Stadt. Alles schien ihr warm und vertraut, so recht, recht heimlich. Die Straße, in der Johannes wohnte, die Ecke, an der sie sich trafen, die Bahn, die sie ins Freie führte, und dann ihr eigenes Haus und die Straße davor, die sie abends hin und wieder schritten, um den Abschied immer noch weiter hinauszuschieben. Es kam nun vor, daß Wilhelminchens Füße sich fest gegen die Straßensteine drückten, wie in stummer Liebkosung, daß ihre Hände schen über alte Hausmauern strichen, und ihr Blick mit liebevollem Umfassen an dem Kirchturm vor ihrem Haus emporflog. Alles

hatte sie ja um sich darben lassen, drum mußte nun alles mit doppelter Liebe umgeben werden. Wilhelminchen, das kleine Wilhelminchen, machte sich die Welt zu eigen. Sie machte sich heimisch in der Welt und nistete sich so fest an ihrem Herzen, daß sie es dann leicht hatte von ihr zu gehen, denn sie ahnte, was Vollendung ist. Und so stark war dies Ahnen, daß es durch ihren ganzen Leib hindurchschimmerte, daß es durch ihr blasses Gesicht glühte und aus den Augen sich in die Welt senkte. So war Wilhelminchen schön geworden. Von keiner Schönheit, die man aussprach oder staunend vorübergehen ließ, aber man fühlte Wilhelminchens Schönheit unbewußt um sich oder über sich —, man fühlte tausend kleine, feine Ausstrahlungen dieser Schönheit in jedem Blick, in jedem Handgriff, den das Mädchen tat —, denn all das Liebliche, Weiche, Runde, Geschickte, was in Wilhelminchens Seele schon immer gewohnt, trat nun hervor, es verließ sie nicht mehr, wenn sie aus ihrem Zimmer schritt unter die Menschen, denn Wilhelminchen war sicher in der Welt geworden. Sie hatte den tiefsten und letzten Sinn ihres Daseins erkannt: sich hinzugeben an Mensch und Ding, an jedes Tun und jedes Schauen. — Drum wagte sie zu tun, wozu ihr Herz sie trieb, weil sie wußte um die Kraft, die in ihr wohnte —, vor der sich alles auftrat, wenn es diese Kraft nur recht spürte. So kannte Wilhelminchen die Armut nicht mehr, nicht mehr die Enge und nicht mehr die Not. Sie konnte nicht denken, daß der Schimmer sich eines Tages wieder lösen könnte, der jetzt alle Dinge umgab, und so erlebte sie in dieser Fülle in sich ein Stücklein Ewigkeit. Gott aber, der in ihr immer stärker wurde, geleitete sie sänftiglich durch all die Erkenntnisse, die ihr die Liebe brachte.

Mit tiefgeneigtem Kopf, das Staubtuch in der Hand, stand Wilhelminchen eines Montagmorgens an ihrer Schreibmaschine. Sie dachte an Johannes, an die Unruhe, die ihn befallen, an die Heftigkeit seines Wesens und an ein leises Du, daß er einmal an ihrem Halse gerufen. Sie fühlte noch einmal den leisen Schmerz in ihrem Rücken und das Zittern in ihren Beinen, das aus diesem Du gesprungen. Und dann war etwas daher gekommen über sie — oder war es aus ihr selbst geflossen? Sie öffnete die Hände, sie hätte so gerne etwas gehalten, das man dicht, dicht an sich ziehen konnte, und Johannes schien ihr zum Kinde geworden. Sie hätte so gerne sein heißes, bestürztes Knabengesicht umfaßt. Sie hätte es so gern von etwas Dunklem befreit, und es dicht, dicht an sich, in ihrem Schoß gebettet — und wagte es doch nicht, zu groß war das Unbekannte. Jetzt aber, in der Stille des Morgens, wo sie allein, ging sie leise, leise dem Unbekannten nach. Ihr Herz klopfte wieder, als wollte es alles Blut herausklopfen in die Welt, und Wilhelminchen lief ihrem Blute nach, denn sie mußte doch sehen,

wohin es lief, ihr eigenes Blut. Ihr erstauntes, ergriffenes Gesicht spiegelte wie mit leisem Wellenschlag den dunklen Grund wieder, in den sie versunken. Immer tiefer verlor sie sich in etwas, was ihr gestern noch fremd gewesen, und aus dem ihr heute ein ungesprochenes und doch sicheres Wissen wuchs. Wissen? Nein, Wilhelminchen wußte nichts. Wenn sie einer jetzt gefragt hätte um ihre Gedanken, sie hätte nicht einen hochheben können und in das Licht des Wortes stellen. Aber schön war es in ihr, das wußte sie, schön und reich, denn alles Ahnen und Wissen, Wollen und Geschehenlassen war eins in ihr geworden, und füllte sie bis in alle Fingerspitzen mit einem einzigen Gefühl, daß sie in ihrem Körper ruhte wie Gott in der ganzen, großen, weiten Welt. Und das war Gnade. Wilhelminchen stand wahrhaftig in der Gnade Gottes, das wußte sie, und ging immer tiefer in sich ein, um dieser Gnade ganz teilhaftig zu werden.

Das Zimmer um Wilhelminchen, das Staubtuch in ihrer Hand, die Schreibmaschine — wo war das alles?

Tief, ganz tief war Wilhelminchen beschlossen in sich. Drum riß sie der Schritt der lustigsten Kollegin so jach' empor, daß sie hochtaumelnd auf dem frischgebohnten Boden ausglitt und mit der linken Hüfte heftig auf den eisernen Fuß der Schreibmaschine aufschlagend, niederstürzte. Einen Augenblick wurde es dunkel um sie, dann grollte ein jäher Schmerz durch sie hin. Sie richtete sich am Arm der herbeieilenden Kollegin auf und die Hand auf die schmerzende Hüfte legend, humpelte sie zu dem Kasten, in den das Staubtuch gehörte.

„Es ist schon wieder gut“, beruhigte sie die andere, die sie auf ihren Platz geleiten wollte, und während sie noch die Hüfte rieb, eilten ihre Gedanken schon wieder Johannes nach und all dem großen Erleben, das in ihr war.

Sie hatte auch gar keine Zeit, an sich zu denken. Denn neben Johannes und ihrem eigenen Leben, war da noch die tägliche Arbeit, die ihr Teil Zeit und Kraft von Wilhelminchen verlangte. Wilhelminchen tat ihr Bestes, um allen gerecht zu werden. Schon die große Dankbarkeit, die in ihr war, wollte sie den Menschen gerne beweisen, und dann war auch wirklich nun soviel Kraft in ihr, die einfach heraus wollte. So war es selbstverständlich, daß alle ihr Arbeit auf die willigen Schultern schoben, und es war ebenso selbstverständlich, daß alle Strümpfe, Schlipse und Wäsche des Johannes Reimann allmählich durch Wilhelminchens Hände wanderten, um sauber geflickt und gewaschen zu werden. Nein, Wilhelminchen hatte Kopf und Hände immer voll, und niemals Zeit an sich und ihren schwachen Körper zu denken. Zwar sprach Johannes oft und

gern von der Zeit, wo sie seine Frau sein würde und nicht mehr arbeiten müßte, aber Wilhelminchen wußte, daß das noch lange dauern würde. Sie wußte auch, daß es dem Johannes nicht so sehr um die Arbeit zu tun war, und daß es seine eigene Trägheit war, die ihm manchen Aerger bereitete. Aber dann stand in Wilhelminchen schnell etwas doppelt Warmes für ihn auf. Mit nachsichtigem Lächeln hörte sie seinen heftigen Worten zu, mit denen er in solchen Augenblicken auf die Arbeit schimpfte. Er drohte dann fortzugehen und sich eine andere Arbeit zu suchen, die ihn schneller emporbringen würde, und mit großartiger Geste malte er sich eine ruhmreiche, ehrenvolle Zukunft aus, in der er viel Geld verdiente, und Wilhelminchen ein prächtiges Leben führte. Manchmal erlosch dann Wilhelminchens Lächeln und mit niedergeschlagenen Augen saß sie still da und lauschte in sich hinein. Weiß Gott, sie schämte sich. Ohne, daß sie es je hätte in Worte kleiden mögen, wußte Wilhelminchen um die Schwäche des Mannes vor ihr, aber auch um seine Not.

Da hob sie eines Tages, als sie wieder von der Zukunft sprachen, ihr Gesicht voll zu dem Manne auf und fragte, was er wohl dazu meinte, wenn sie ruhig bei ihrer Arbeit bliebe und zugleich seine Frau würde. Sie könnten dann in vier Wochen Hochzeit halten und in das Zimmer ziehen, was ihre Mutter ihr hinterlassen. Die Wirtin würde ihr wohl noch ein Kämmerchen dazu abtreten, in dem sie das Essen bereiten könne. Für ihn sei es gut, in Ruhe und Ordnung zu kommen. Sie aber freue sich so sehr darauf, daß sie die doppelte Arbeit recht gut aushalten würde. Johannes war wie erlöst. Und obgleich er noch vor ganz kurzer Zeit großartig erklärt hatte, seine Frau sollte es nicht nötig haben zu arbeiten, so war er doch jetzt von der Möglichkeit, so schnell am Ziele seiner Wünsche anzulangen, wie berauscht, daß er alles übrige vergaß und Wilhelminchen wieder und wieder in seine Arme schloß. Ohne weiteres nahm er nun auch die beiden goldenen Ringe, die ihm Wilhelminchen brachte, und die schon ihre Eltern getragen hatten. Und als er sie, frisch vom Juwelier gepulzt und passend gemacht, Wilhelminchen und sich an den Finger steckte, war er so stolz, als hätte er das Geld selbst dazu verdient und alles aus eigener Kraft geschaffen.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, lag Wilhelminchen bis zum grauenenden Morgen still und glücklich in ihrem Bett. Schlafen konnte sie der Schmerzen wegen in ihrer Hüfte nicht, und es fiel ihr ein, daß sie nun schon viele Nächte nicht hatte schlafen können, wegen des nagenden Schmerzes, der sich jetzt hoch bis in ihren Kopf bohrte. Aber heute war es wohl die Freude auf die nahe Hochzeit, die sie nicht schlafen ließ, denn sie war ganz heiß und

taumelig und ihr Herz schlug so heftig, wie in der ersten Zeit, da Johannes zu ihr gekommen. Manchmal fiel sie in einen halbwachen Schlaf, aus dem sie dann erschreckt hochfuhr, ängstlich nach dem Ring an ihrem Finger tastend, und erst wenn sie ihn fühlte, legte sie sich hochatmend und glücklich in die Kissen zurück. So verging die Nacht, und alles wäre gut gewesen, wenn nur die Schmerzen wie sonst am Morgen nachgelassen hätten. Aber an diesem Morgen konnte sich Wilhelminchen kaum auf den Füßen halten, die Glieder waren ihr seltsam schwer und dumpf, und von Zeit zu Zeit schnitt ein wilder Schmerz von der Hüfte aus durch sie hin. Mühsam schob sie sich aus dem Bett bis zur Thür, und als die Wirtin auf ihren leisen ängstlichen Ruf herbeieilte, konnte sie nur gerade noch Wilhelminchen in ihren Armen auffangen, so schwindlig und schwach war ihr zu Sinn. Da lag sie dann stundenlang in Schmerz und Fieber, bis der Arzt endlich kam. Wie aus einer weiten Ferne sah sie den Kopf des Arztes über sich gebeugt, fühlte seine Hände an ihrem Bein und hörte seine Stimme.

Woran die Mutter gestorben?

Ja, — Tuberkulose hatte auf dem Totenschein gestanden.

Und der Vater?

Wilhelminchen dachte nach —

Der hatte eine schwache Lunge gehabt, das hatte eine Nachbarin einer anderen erzählt, und Wilhelminchen hatte es gehört. Die Mutter hatte nie mit ihr davon gesprochen.

Was der Arzt nur wollte? Sie verstand ihn nicht recht, aber eins verstand sie deutlich: sie sollte ins Krankenhaus. Der Gedanke an Johannes hob sie noch einmal klar aus Schmerz und Fieber-
taumel. Sie bat den Arzt, sie doch hier zu lassen, sie könne doch nicht ins Krankenhaus, in vier Wochen sei doch ihre Hochzeit, die Schmerzen würden schon wieder vorübergehen.

Der alte Mann sah sie an und schüttelte den Kopf. Und während er von den Annehmlichkeiten des Krankenhauses sprach, von einem operativen Eingriff, der vielleicht gemacht werden müsse, sah Wilhelminchen unverwandt in sein Gesicht. Dann ließen die Augen, die den Arzt so festhielten, von ihm ab. Der Blick glitt durch die Stube suchend und flatternd, und dann war er fort, weit fort von all dem hier. Hatte er sich verloren? Und wohin?

Einmal nur, als Johannes kam, kehrte er noch zurück, noch einmal war es Wilhelminchen unsagbar schwer und süß zu Sinn. Noch einmal lag alle irdische Seligkeit in ihrem Blick, dann nahmen Fieber und Schmerz alles Wissen, auch das tiefste, schmerzlichste und letzte für Tage ganz aus ihrem Sinn.

Das Krankenhaus, in dem Wilhelminchen lag, war hell und schön. Den ganzen Tag standen Türen und Fenster nach dem Garten offen, der in vollem, bunten Herbstglanz sauber und gepflegt hereinkleuchtete. Alles war weiß und rein. Wilhelminchen liebte diese Klarheit und Sauberkeit um sich. Wenn dann die alte Schwester ihr den Trank brachte, der alle Schmerzen nahm, kam ein so großes Gefühl des Friedens über sie, daß sie ganz still mit zusammengelegten Händen in ihrem Bett lag und mit glücklichen Augen in den Himmel hinein dankte, den sie von ihrem Bett aus sehen konnte.

In der ersten Zeit kam sie oft noch selber von ihren heimlichen Wanderungen in weite Fernen zurück. Sie war glücklich, wenn Johannes kam und lange an ihrem Bett saß, wenn die Kolleginnen kamen und Blumen brachten. Sie lag dann hinterher lange sinnend, dachte an das kleine Zimmer zu Haus, ging darin umher und sah nach allem, sehnte sich ein bißchen nach der Mutter Nähstisch und dem Fensterlehnstuhl und all den kleinen Dingen, die ihr so nah im Leben gewesen. Oder sie dachte an das Bureau, und wie sie später wieder arbeiten würde, an alle Straßen und Wege, die sie mit Johannes gegangen und ließ endlich ihre Fingerspitzen über den goldenen Ring gleiten und fühlte seine Runde wohligh an ihrem Finger.

Manchmal traf sie auch das Plaudern und Lachen der andern drei Mädchen, die mit ihr im Zimmer lagen. Freundlich lauschte sie hinüber auf die hellen Stimmen, sah lächelnd zu, wenn sie sich zur Besuchsstunde bunte Seidenschleifchen auf den glatten, weißen Krankenhemden befestigten und einmal, als der Gärtner ihnen Ebereschchen geschenkt, half sie ihnen rote Ketten davon schnüren, die die Mädchen dann gar prächtig kleideten zu den weißen Hemden und fieberroten Backen. Sie gaben auch nicht nach, Wilhelminchen mußte auch eine solche Kette um ihren Hals tragen, und als Johannes kam und sie so sah, glaubte er, sie noch nie so schön gesehen zu haben. Wilhelminchen war auch ganz besonders froh an diesem Tage, daß sie Johannes wieder und immer wieder anlachte und mit ihren Händen so zärtlich über sein Haar strich, als hätte sie all ihre Innigkeit in den Fingerspitzen gesammelt, um sie ihn recht fühlen zu lassen.

Wenn nur die Müdigkeit nicht gewesen wäre, die sie oft so weit von allem wegrückte und sie glauben machen wollte, daß das Leben doch recht schwer auf ihren Schultern gedrückt, und es wohl besser sei, sie ginge schnell davon. Wohin?

Nun, zu Gott?

Wo war Gott?

Wilhelminchen schloß die Augen und legte die Hände auf ihr glücklich klopfendes Herz. Und dann kam die Liebe in ihr zu Johannes, und die Liebe in ihr zu Gott und wurden eins. Sie konnte sie nicht mehr trennen, und doch war Wilhelminchen einfältig und fand keine Worte für das Ahnen in ihr, daß sie letzten Endes zu Gott ginge überall und immer, und die Liebe nur das Türlein gewesen sei, durch das sie hindurch gemußt zu ihm.

So sah es in Wilhelminchen aus, als die Operation vorüber, und sie matt in ihren Kissen lag. Als Johannes kam und sich über sie beugte, rief er sie noch einmal zurück. Aber die Augen, mit denen sie ihn grüßte, und die Hände, die über sein Haar strichen, waren anders geworden. Es war etwas heraus aus ihren Händen und aus ihren Augen und Johannes, der das erkannte, erschrak bis in sein tiefstes Inneres.

Wilhelminchen aber schwang sich mit dem Stückchen blauen Himmel, in das ihre Augen Tag für Tag sahen, immer weiter hinaus aus allem Irdischen. Langsam, langsam entglitten ihr Dinge und Menschen, mit denen sie gelebt. Zuerst war es das Bureau mit den Menschen darin, das sie vergaß. Dann die Straße, der Kirchturm, der Nähtisch der Mutter, die ganze kleine Stube, die sie aus dem Gedächtnis verlor. Zuletzt vergaß sie auch den Ring an ihrem Finger, und ihre Hände vergaßen danach zu greifen, wie sie es sonst getan. Alles schwand aus Wilhelminchens müdem Kopf, bis da nur noch Raum war für Gott und Johannes und für das Stücklein blauen Himmels über ihr. Das wurde alles seltsam eins mit ihr und aufseufzend schwand sie ganz hinein in Gottes Hand.

Johannes saß am Bett und sah Wilhelminchen gehen. Da war es, als bekäme sein Leben einen harten Schlag, einen Stoß von innen, daß es in ihm aufsprang zum erstenmal zur echten schmerzlichen Wahrheit, zum erstenmal zu wahren, inbrünstigem Leben.

So leben und sterben die Menschen und wissen es kaum, was mit ihnen geschieht. Nur Gott weiß, wie sie sich erfüllt, nur Gott weiß, wie eins dem anderen zur Erfüllung geholfen, und das ist das große Geheimnis, das in seinem Odem zu ahnen ist, in seinem Odem, der lebendig ist und alles Lebendige erfüllt.

Jörn Klaan und das Meer

Von Hermann Gebhardt

Das Meer brüllte unter der Qual grauer Stürme. Wochenlang schon. Weiß und gierig krallte sich seine Wut in Klippen und Dünen. Landeinwärts zerwühlte der tobende Jörn die alten Wälder, daß Wolken rotbraunen Laubes tagelang in den Lüften trieben und die todblassen Birken den Boden kehrten. . . . Furchtsam hockten die Hütten des Dorfes. Nackt und einsam krochen die Wege übers Land. . . .

Auf dem höchsten Dünenberge saß an solchen Tagen Jörn Klaan. Unbeweglich wie ein Baumstumpf im Oedland. Und starrte ins Meer hinaus. . . . Wer dann des Weges kam, bog ihm in weitem Bogen aus. Wie einem Spuk. . . .

Den Graul nannten sie ihn. Das Jungvolk kannte ihn kaum. Ins Dorf kam er nie. . . . Seine Hütte lag abseits. In der Nähe der alten Kirchenruine, in deren Gemäuer windnachts die Steine bröckelten und polterten. . . . und von der unheimliche Geschichten umgingen, wie von Jörn Klaan. Von dem man wußte, daß er als Jungkerl auf See geblieben war. Eines Tages aber sei der Graul dagewesen. Der alte, weißhaarige Schulmeister aber behauptete, es sei Jörn Klaan. . . .

Träume der Kindheit schon rissen ihn in die Wollust der Ferne. Bauten bunte Länder um ihn und reichten ihm den Rauschtrunk des Abenteuers. Er war noch blutjung, als er seine stille, blasse Mutter begrub, die er sehr liebte. Tags darauf fuhr er gen Süden. . . .

Blaue Meere sah er atmen. Irgendwo vor einer weißen Märchenstadt ging sein Schiff vor Anker. Sonne floß tagaus tagein, wie ein ewiger Strom Goldes über seinen Scheitel. Abends schwamm Purpur um marmorne Paläste und braune, glutäugige Menschen. In samtenen Nächten zerrann die Feuerwolke des Vesuv. . . . Und wieder waren Meere wie leuchtende Seide gebreitet. Gitarren girrten in Hafenkneipen. Und ein Mädchen war. . . . Das ging über eine seltsame Steinbrücke, die Glut des Südens in den großen Augen, nachtschwarz, schlank und mit feierlichem Stolz wie eine Zypresse, die in den Mond träumt. . . . Mit diesem Mädchen zog er fast um die ganze Welt. Kindhaft und still blieb sie. Wie seine Mutter. Darum liebte er sie. . . . Endlich bestieg er mit ihr ein Schiff, das sich zur Heimkehr in die stille, blonde Sonne des Nordens rüstete. . . . Eine Tagfahrt vor der Heimatküste warf es der Sturm an die Klippen. Ueber Jörn Klaan brach splitternd der Fockmast zusammen. Und machte aus Jörn Klaan — den Graul: In die Spieren verkeilt fand man ihn, mit gebrochenen Gliedern.

Das war lange her. . . . Feucht und bleiern, mit schweren Böen, brach der Abend nieder. Mühsam erhob sich Jörn Klaan. Zwerghaft, ein windschiefes Wrack, hinkte er am Stocke davon. Wie eine riesige schwarze Kröte. . . . Der Graul!

In der umsausten Kate preßte er das Gesicht an das kleine, schmutzige Fenster. Wie ein Jäger der Wildnis, der mit gespanntem Schießzeug einem Raubtier auf Leben und Tod gegenübersteht, so war das mit Jörn Klaan und dem Meer. Es gab keinen Frieden mehr zwischen den beiden, seit Mona tot war. . . .

Der Schulmeister hatte zu den Ältesten des Dorfes gesagt: „Jörn Klaan ist ein Krüppel. Mit Seefahrt ist es aus bei ihm. Aber ein Boot muß er haben. Sonst wird sein Herz böse.“ Die alten Mauerbärte nickten. Sie dichteten dem Graul ein Boot und schenkten es ihm. Doch seit Jahresfrist lag es im Sande. Jörn Klaan rührte keinen Riemen an. Es gab keinen Frieden zwischen Jörn Klaan und dem Meere. . . .

Vor sanfter Brise hielt das junge Jahr in den Sommer. Seltener sah man den Graul jetzt auf dem Dünenberge. Manchmal humpelte er um das alte Kirchengemäuer. Abends trieb es ihn in die Nähe der ersten Hütten. Einmal hochte er im Mondschatten unter den Steineichen am Dorfkrüge. Eine Harmonika klang weit in die Nacht. Mai war, und das Jungvolk hielt Tanz. Da scheuchten ihn Stimmen, und er klumpte davon. Ein paar Burschen warfen Steine nach ihm. In dieser Nacht brannte kein Licht auf in seiner Kate. Ein Liebespaar, das in den Dünen lag, sah, wie er mit geballten Fäusten meerwärts drohte und dann aufstöhnend in den Sand stürzte. . . .

Eines Nachmittags hatte sich ein Wetter über den Strandwäldern ausgepoltert. Die Luft war weithörig und still. Spätabends lag auf dem Antlitz des Meeres ein heiterer Glanz.

Auf einem Schütthügel der alten Kirche saß Jörn Klaan in dem bronzenen Licht. Sommers über blühten dort ein paar dürftige Mohnen, die irgendein vergessener Wind angeweht hatte. . . . Jörn Klaan gedachte des Tages, da er ausfuhr in die Welt . . . und gedachte Monas . . . Trug und Verrat war die sanfte Lockung des Meeres.

Aus einer der fernen Hütten brachen heftige Worte. Eine Tür schlug zu. Ein Kind weinte. Jörn Klaan sah ein blondes Mädchen wie gehezt in die Dünen fliehen. Jetzt tauchte es am Fußwege auf, ganz nahe, preßte die Hände auf die Brust und schöpfte Atem, gierig und mit weit offenem Munde. Dann lief es stracks auf die Ruine zu. Manchmal taumelte es, als hätten die dünnen Beine keine Kraft mehr. Den Graul sah es nicht. Im Mauer Schatten brach es still zusammen.

Behutsam stieg Jörn Klaan vom Schutthaufen herab. „Sie ist noch ein Kind . . sie wird davonlaufen, wenn sie mich sieht . . sie laufen ja alle davon.“ Aber die arme Gert hatte die Augen fest geschlossen. „Armes Kind . . komm . . ich helfe dir . . nein, nicht fürchten . . nicht fürchten . . ich trag dich in die Sonne.“ Sie zitterte, als er sie auf die Arme nahm. Aber ihre Augen blieben geschlossen. „Ich trag dich zu den roten Blumen . .“ „Zu den roten Blumen, sagst du? . . ach ja . . nicht wahr, nun schlägt er mich nicht mehr?“ Sie schlug die Augen auf und blickte in sein Gesicht, das ganz golden von Abendlicht war. Dann fielen ihr die Lider wieder zu. „Bist du der liebe Gott? . . ach, ich bin so müde . .“

In Jörn Klaans Hütte brannte die ruhende Oellampe an dem schwarzen Balken. Bis gegen Morgen. Auf dem alten Strohsack lag die blonde Gert und warf sich im Fieber. Manchmal schlug sie die Augen ganz groß auf. Die dunklen Augen, die wie aus weiter Ferne kamen und ganz voll Traum waren. Und Jörn Klaan sah in diese Augen. Und sprach leise einen Namen vor sich hin . . „Hona . .“

„Jörn Klaan heißt du? . . Jörn Klaan (sie begann die Worte zu singen) . . jörn-klaan . . jörn-klaan . . hörst du nicht? . . die Glocken in der versunkenen Stadt . . o goldene Türme . . meine Mutter ist die Königin in der goldenen Stadt . . hast du die roten Blumen mitgebracht? . . ich will sie meiner Mutter schenken . . nein, er darf dir die roten Blumen nicht wegnehmen . . ich will meine Mutter suchen . . jag ihn doch fort . . ich fürchte mich . .“

Sie griff mit den mageren Aermchen in die Luft.

„O, das finstere Haus . . wo bist du? . . wo bist du? . . führ mich doch durch das weiße Tor . . ich will meine Mutter suchen . .“

Jörn Klaan nahm ihre fiebernde Hand. Beugte sich darüber und hörte nicht auf, sie zu liebkosen. Große Tropfen fielen darauf. Er wimmerte wie eine kleiner Hund. Aber es war seine Freude, die so weinte . . Eine Hand, eine kleine, kranke Menschenhand hatte nach ihm verlangt. . .

Jörn Klaan sah nach dem Fenster. Ein großer Stern hing am Kreuz. Es war eine helle Nacht. Oder graute der Morgen schon? . . Wenn die Sonne kommt, werden sie da sein. Der Schulmeister und die anderen. Und sie werden ihm die schmale blasse Hand entreißen. . . Auf dem Tische blinkte etwas. Matt wie ein Strich Mond. Er nahm das Messer und steckte es zu sich. Sie sollen nur kommen. Sie sollen nur —

Vom Lager kam ein leises Geräusch. Das Stroh knisterte. Die kleine Hand zuckte jäh. . . Dann war es sehr still in der Hütte Jörn Klaans.

Seine Augen starrten groß ins Dunkel. Kein Laut brach aus seinem Munde. Er saß wie Stein. Und hielt immer noch die kleine blasse Hand. . . Der große Stern am Kreuz war verschwunden. Das Oelflämmchen lechzte und starb. . . . Dann lief ein Wind ums Haus.

Da schlug Jörn Klaan den Riegel hart von der Tür. Holte die Oelkanne aus dem Winkel und schlürfte hinaus. Er hinkte ums Haus, raffte Holz und Reisig zusammen und trug es ins Boot hinunter. Dann kam er zurück und lud die Tote zärtlich auf seine Arme. Unten im Boot bettete er sie auf die Reisigbündel.

Dann stieß er vom Ufer. . . Erst als ihm die Kräfte erlahmten, zog er die Riemen ein. . . Fern lag der Strand wie ein schwarzer Strich. Leise sang das Meer am Bug. Um den Horizont lag es wie ein Kranz von roten Blumen. Da umfing Jörn Klaan die tote Gert mit beiden Armen und küßte sie mit tiefer Innigkeit.

Dann legte er Feuer an das Holz und stieß sich das Messer ins Herz. . .

Also machte Jörn Klaan Frieden mit dem Meere.

Ghe

Ein leiser Wind singt sanft uns in den Traum,
fernhin verhallt der Großstadt Toben.

Bald schweben wir, dem Erdenbann enthoben
von starkem Arm, durch sternensillen Raum.

Einst war auch ich dem wilden Spiel
verfallen und dem blinden Hasen
und wußte nichts von Stillesein und Rasten
und fand kein Ziel.

Doch nun in Gnaden ward auch mir ein Hasen.
Da ich in deinen Frieden eingegangen,
weiß ich das wilde Lied nicht mehr, das meine Lippen fangen.
In dir fand ich mich selbst . . . Still, laß uns schlafen!

Herbert Gaezel

Ungewollt

Von Fritz Müller

„Bedaure, der Herr Lehrer ist nicht zu Hause“, sagte die alte verrunzelte Haushälterin zu dem großen fremden Herrn und wuschte mit ihrer Schürze einen unsichtbaren Staub auf der Klinke der Gängtüre ab.

„Ich bin sein alter Schüler“, sagte der Fremde, der nicht gehen wollte.

„Dann — dann,“ sagte das alte Weiblein unsicher, „dann — ich will doch mal fragen — er schläft nämlich immer um diese Zeit, einen Augenblick, bitte.“

Sie verschwand im Halbdunkel des Ganges, kehrte aber bei der Schillerbüste noch mal um.

„Wen darf ich — welchen Namen darf ich —?“

Der große Fremde hatte schon eine Besuchskarte in der Hand. Es war viel Gedrucktes darauf. So lang konnte sein Name nicht sein. Da mußten auch Titel und Würden auf der Karte stehen. Eben tanzte über diese Karte das Flimmerlicht der messingenen Glurglocke, deren Griff noch vom Läuten vorhin hin- und herschwankte. Diese tanzenden Lichtkringel schienen sich über die Titel auf der Karte lustig zu machen. Auf einmal hatte der Fremde die Karte wieder eingesteckt.

„Sagen Sie, der Schmalhofer Emil sei da“, sagte er geschwind.

Der Fremde saß allein im Besuchszimmer seines alten Lehrers. Er versuchte, das Zimmer vertraut anzusehen, die roten Armpolster auf den Fensterbrettern, die Bilder an den Wänden, den Tisch, die Stühle — aber das Zimmer schüttelte unvertraut den Kopf: „Ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin doch meinem alten Lehrer sein alter Schüler.“ — „Ach, mein Herr hatte Hunderte von alten Schülern, Tausende vielleicht.“ — „Aber ich war doch sein Lieblingschüler.“ — „Mein Herr hatte Duzende von Lieblingschülern, in jeder Klasse jedes Jahr einen, das macht seit den einundvierzig Jahren, seit er unterrichtet —“ — „Aber ich bin doch unter den Duzenden der Schmalhofer Emil, der —“

Bis hierher war das stumme Gespräch zwischen dem Fremden und dem Zimmer gediehen, als aus dem Nebenzimmer eine sehr langsame Stimme wie von ferne hörbar wurde:

„Wie, sagen Sie, Brigitte, daß er heißt? — Schmal Emil? — wie, Schmalhofer Emil? — warten Sie, warten Sie, Brigitte — ja ja, jetzt weiß ich's wieder — einen Schmalhofer Emil hatte ich einmal — ganz am Anfang, ja, ganz am Anfang — war damals noch ein junger Lehrer, selbst beinahe ein Schmalhofer Emil —“

ja ja, sagen Sie dem Schmalhofer Emil, sein alter Lehrer käme gleich, käme sofort — wie, nicht so laut soll ich sprechen? Er könnte es nebenan hören? — aber das schadet doch nicht, Brigitte, dann brauch ich's ihm nicht noch einmal zu sagen, dem Schmalhofer Emil . . .“

Der Fremde im Besuchszimmer lächelte. Er hatte den zerarbeiteten Kopf über die Stuhllehne geneigt und horchte auf die ferne Stimme seines alten Lehrers, der da drinnen nach Schwerhörigenart so laut und langsam sprach. Durch eine dünne Tür von ihm getrennt. Dünn? Ei, dick genug war diese Tür, immerhin so fünfunddreißig Jahre dick. Der Fremde saß noch immer da, mit der Hand am geneigten Ohr, wie einer, der am Meeresstrand sich über einen Felsen beugt nach einer Melodie, die aus einem längst verschlossenen Wellengrabe aufsteigt und nun von fern dahergegelt kommt. . .

Dann saß er auf dem Sofa seinem alten Lehrer gegenüber. Der hatte keinerlei Willkommenssatz gedrehselt. Nur immer angesehen hatte er den Fremden. Und erst nach einer ganzen Weile hatte er nach der Hand des Besuchers gegriffen und langsam und mit unverwandtem Gesicht gesagt:

„Das also ist — das also ist —.“ Es war noch ein Fragezeichen in dem Satz. Er vollendete ihn auch nicht. Er suchte in dem fremden Gesicht noch das geistige Saltengewebe ab, an dem sein Unterricht einmal mitgewebt hatte. Aber er fand lauter fremde Knüpfungen, keine, die er geschlungen hatte. Das waren breite Linien des schaffenden Erfolges in der Welt da draußen. Das waren harte Arbeitsmuster, die keine Schule webt. Das waren unzählige Enttäuschungsfältchen, die keine Schule kräuselt. Das waren verwüstete Flächenstücke auf den Wangen, über die die Faust „Ich will!“ hinfuhr, bis hinauf auf die angegraute Schläfe — lauter Dinge, die keine Schule und kein Lehrer ins Gesicht von Schülern gräbt.

Jetzt zuckte der Fremde unter dem forschenden Blick des alten Lehrers ein wenig ängstlich mit den Augen. „Das also ist —“ hatte der zum dritten Male fragend angesetzt. Und da war es, daß das ängstliche Augenzucken die Leine, die Erkenntnisleine über die fünfunddreißig Jahre hinüberwarf, und daß der alte Lehrer nicht mehr fragte, sondern händeschüttelnd zum vierten Male anhub:

„Ja, ja, das ist noch mein alter Schmalhofer Emil, grüß Sie Gott!“

„Grüß Gott, Herr Lehrer“, sagte der Fremde.

„Sie sind was Tüchtiges geworden da draußen, in den fünf- unddreißig Jahren, ich seh' es Ihnen an.“

„Wie man's nimmt, Herr Lehrer. Sie haben mich Bahnen im Orient bauen lassen. Sie haben mich zum Leiter von Gesellschaften gemacht, die deutsche Pionierarbeit im Auslande leisten. Sie —“

„Emil Schmalhofer“, unterbrach ihn der Lehrer, „Sie erzählen dieses „sie“, als wären dieses „sie“ die Leute, als würde dieses „sie“ klein geschrieben.“

„Und wie meinen Sie, Herr Lehrer, daß es geschrieben werden müßte?“

„Groß. Nicht die Leute haben Sie zum Pionier gemacht. Sie selber taten's, Emil Schmalhofer.“ Stolz auf seinen alten Schüler schimmerte im Saß.

„Hm, mit dem großgeschriebenen „Sie“ mögen Sie vielleicht recht haben, Herr Lehrer“, sagte der Besucher bewegt.

„Na also, Schmalhofer Emil“, klopfte ihm der Lehrer auf die Schulter.

„Aber nicht so, wie Sie es meinen, sondern — sondern umgekehrt.“

„Umgekehrt? „Sie“ umgekehrt gibt „Eis“, scherzte der Lehrer.

„Eis? Gut, auch das soll gelten, Herr Lehrer. Ich bin heute zu Ihnen gekommen, ein fünfunddreißigjähriges Eis zu schmelzen. Um Ihnen zu sagen, Herr Lehrer, daß ich den Erfolg auf meiner Lebensleiter Ihnen verdanke. So meine ich das „Sie“. — Sie haben mich zum Pionier da draußen gemacht —.“

„Ich?“ sagte der alte Mann erschrocken, „ich? Sie täuschen sich, Schmalhofer Emil — Sie müssen einem alten Lehrer nach so langer Zeit keine freundlich geschmierten Honigschnitten überreichen — ich weiß ganz genau, daß erst das Lebensfeuer hinter der Schule den Stahl macht — daß so ein ehemaliger Lehrer für Deutsch und Geschichte blutwenig zu der Stahlbereitung beitragen kann und —“

„Herr Lehrer, Sie müssen mir schon den Gefallen tun, meine Worte ernst zu nehmen. Als Leiter einer Auslandsbahn von zehntausend Kilometern ist man kein Schönschwäger mehr. Da meint man, was man sagt. Da reist man nicht mitten in der Arbeit einen Tag und eine Nacht extra in die vergessene Heimatstadt, um seinen alten Lehrer einen vollgestrichenen Honiglöffel hinzuhalten: „Bitte, machen Sie den Mund auf, Herr Lehrer.“

„Schmalhofer Emil“, jubelte da ein alter Lehrer, „wäre es wirklich möglich, daß ich armes Lehrerlein, ohne es zu wissen, Ihnen — Ihnen —.“ Er fand die Worte nicht.

„Mir die Türe aufgestoßen haben zu einem steilen Bergweg, jawohl, Herr Lehrer, das ist nicht nur möglich, das ist mehr als möglich, das ist die Wahrheit.“

Der Lehrer war vom Sofa aufgesprungen. Ein Stößlein korrigierter blauer Hefte hatte er achtlos von einem Tisch gewischt. Ans

Fenster war er mit den alten Füßen getrippelt. Auf die roten Fensterbrettkissen hatte er von rückwärts seine Arme aufgestützt. Zu wachsen schien er. Der dünnbehaarte Lehrerschädel trommelte vor Erregung an der Fensterscheibe.

„Aber Schmalhofer Emil, bedenken Sie doch nur,“ sagte er, mit einem Abendrot auf den alten Wangen, das einem Morgenrot auf Mädchenwangen zum Verwechseln ähnlich war, „bedenken Sie doch nur, Schmalhofer Emil, was könnten die paar deutschen Aufsätzelein für einen Einfluß —?“

„Ich meine nicht den deutschen Aufsatz, Herr Lehrer.“

„Oder was könnte der Lieblingskaiser meines Geschichtsunterrichts, was könnte Barbarossa auf Sie für einen Einfluß —?“

„Es war auch nicht der Barbarossa, Herr Lehrer.“

„Oder der Themistokles —?“

„Auch der Themistokles war's nicht, Herr Lehrer,“ wetterte es über des Besuchers Gesicht.

Einen Augenblick schien der Lehrer betroffen. Seine hochgestützten Hände schienen vom roten Fensterpolster herabrutschen zu wollen. Aber dann strafften sie sich wieder:

„Aha, jetzt weiß ich's“, sagte er fast verschmigt, „jetzt weiß ich's. Der Leonidas, der heldenhafte Leonidas, den ich auch schilderte, der war's, der auch Sie auf Ihrem Weg begleitet hat, und der —“

„Nein, Herr Lehrer, der Leonidas hat mich nicht begleitet. Seien Sie nicht böse, daß ich heute kaum mehr als seinen Namen von ihm weiß, wenn ich auch einen Nebenstrang unserer großen Eisenbahnlinie in sein Land hineingelegt habe —.“

„Wie, die Thermopylen hätten Sie beschient mit Ihrem Eisen?“

„Nicht ganz, Herr Lehrer. Aber ich und mein Eisen sind in dieser Stunde Nebensache. Von Ihnen wollten wir ja sprechen, von Ihrem Eisen, das Sie mir ins Rückgrat eingeschoben haben, und das nicht gebrochen ist bis heute, Herr Lehrer.“

„Von meinem Eisen?“ stotterte der alte Lehrer, „ich wüßte wirklich nicht, Herr Direktor, daß —“

„Schmalhofer Emil heiß ich.“

„Ich wüßte wirklich nicht, Schmalhofer Emil, daß in meinem Unterricht jemals die Rede war vom Eisen oder etwas Eisernem.“

„Sie haben recht, Herr Lehrer: Nicht in Ihrem eigentlichen Unterricht —“

Die aufgestützten Hände rutschten jetzt wirklich vom Fensterpolster herab. Kleiner wurde die Gestalt. Der alte Lehrerschädel trommelte nicht mehr gegen die Scheibe dahinter. Vornüber sank er ein wenig. Kaum sichtbar war der alte Lehrermund, der jetzt murmelte:

„Nicht in meinem Unterrichte, Schmalhofer Emil — nicht in meinem Unterrichte?“

„Wenigstens nicht in Ihrem offiziellen Unterrichte, Herr Lehrer.“

„Ach so, Sie meinen, nicht im Lehrplanmäßigen,“ leuchtete die Lehrerhoffnung bescheidener wieder auf, „Sie meinen sicher eine Randbemerkung, die nicht eigentlich zum Unterricht gehörte, ja ja, mit solchen unvorgeschriebenen Glossen kann ein Lehrer sein Herz oft mehr aufschließen, als mit einem langen Lehrplan, ach ja, ach ja.“

Jetzt hatte sich auch der Besucher vom Sofa erhoben. Ganz nahe war er seinem alten Lehrer unters Angesicht getreten. Fest schaute er ihm ins Auge, als er sagte:

„Recht haben Sie. Das von den Erziehern Gewollte, das Lehrplanmäßige, ist nie das Entscheidende für einen Jungen. Entscheidend ist das Ungewollte, selbst das Unbewußte — was einem so herausrutscht — nein, nicht herausrutscht — was plötzlich wie ein Falke in die Luft stößt und den Schüler auf den Schwingen mitnimmt — Kreise ziehend — hoch, höher — weit hinein in den Orient etwa — und sehen Sie, um für ein solches ungewolltes Wort aus Ihrem Mund zu danken, für einen solchen Falken, der einmal von Ihnen in die Luft stieß und den Schmalhofer Emil hochnahm, ohne daß Sie's wußten — deshalb bin ich hergekommen — dieserwegen hat's mich nach fünfunddreißig Jahren plötzlich einmal gepackt: „Mensch, geh' zu deinem alten Lehrer und danke ihm für jenes gute Wort, bevor's zu spät ist.“

Wieder stieg die Mädchenröte in die wächsernen Lehrerwangen. Aber sein Mund ging nicht mehr auf. Er saß jetzt auf einem Stuhl und horchte nur, ein wenig vorgebeugt den Kopf, genau wie vorhin der Schmalhofer Emil selber.

„Nein, nein, Herr Lehrer, es war auch keine Randbemerkung im Unterricht — ich sehe schon, ich muß es kurz zusammenfassen, sonst reden wir noch in einer Stunde aneinander vorbei. Vielleicht wissen Sie noch vom Schmalhofer Emil, daß er eigentlich ein schüchterner Junge war. Jawohl, von Natur aus hatte ich immer Angst — noch heute spüre ich manchmal einen Rest davon in einem ungewissen Augenzwinkern — aber damals saß mir die Ängstlichkeit um und um, die mich nicht herzhast anfassen ließ, die mir weite Strecken meiner Jugendzeit unrettbar verdorben hat — wovor ich ängstlich war, weiß ich selber nicht — vielleicht vor mir selber und den Kräften, die in mir schlummerten — sei's wie's sei, ich hatte alle Klassen durch Angst vor meiner eigenen Courage, bis — bis mich in der letzten Klasse ein Satz von Ihnen wandelte — nein, nein, lassen Sie mich fertig erzählen — es ist jetzt ganz rasch gesagt, wie Sie

einmal in einer Geschichtsstunde nicht erschienen sind — wie eine Viertelftunde, eine halbe Stunde in unserer Klasse verging — wie wir unruhig wurden — wie mich die andern aufs Rektorat hinunterschiedten — wie ich zaghaft im Vorzimmer des Rektors stand und nicht zu klopfen wagte — wie zwei erregte Stimmen aus dem Rektorzimmer kamen — wie eine Stimme sagte, ich weiß es noch wie heute, weil es wie ein Aufschrei klang: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe!“ — ha, wie eine Offenbarung traf dieser Satz mein Jungenherz — aus dem Vorzimmer rannte ich, wieder die Treppe hinauf ins Klassenzimmer. Die Klasse lärmte mir entgegen: „Was ist, was hast gehört?“ — „Was ich gehört habe“, sagte ich wie geistesabwesend, „ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe.“ — „Der Schmalhofer Emil ist nicht ganz bei Trost!“ schrien sie — ich glaube, verprügelt hätten sie mich, wenn Sie nicht plötzlich eingetreten wären, Herr Lehrer, weiß wie der Wandkalk, vom Rektorzimmer kommend — Ihre Geschichtsstunde aufnehmend . . . Was ist Ihnen, Herr Lehrer? Ist Ihnen nicht wohl? — Habe ich täppisch alte Erinnerungen heraufbeschworen, die Ihnen wehe tun? — Reden Sie, reden Sie, Herr Lehrer!“

„Es ist nichts — mir ist nicht gut — das Alter eben, das Alter, Schmalhofer Emil“, versuchte das plötzlich eingefallene Gesicht des alten Lehrers zu lächeln, „seien Sie mir nicht böse, wenn ich — wenn ich —“

„Ich gehe — aber ich darf wiederkommen, — morgen, nicht wahr, wenn Ihnen wieder gut ist — ich habe — ich habe Ihnen ja noch gar nicht richtig gedankt — gedankt für Ihren Satz von damals — für Ihren Edelfalken, der mich hochnahm: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe“ — denn sehen Sie, von da ab tat ich, was ich damals hörte — tat ich immer gerade das, wovor ich mich gefürchtet habe, und bin — und bin ein Pionier geworden, Herr Lehrer — dafür dank' ich Ihnen, Herr Lehrer — nicht böse sein, Herr Lehrer, gelt? — und morgen darf ich wiederkommen . . .“

Er kam nicht wieder. Ein Bote suchte ihn im ersten Hotel und brachte ihm ein Brieflein. Zittrig liesen auf dem Briefbogen ein paar Sätze durcheinander:

„Mein lieber Schmalhofer Emil, Sie müssen nicht mehr wiederkommen. Sie haben sich geirrt. Zweimal sogar. Den Satz vom Tun und Fürchten hat in meiner bittersten Stunde der Rektor gesprochen, nicht ich. Sie haben die Stimmen verwechselt. Und auch den Satz selber hörten Sie nicht richtig. Ein „nicht“ darin muß in der Rektortür damals steckengeblieben sein. „Ich habe das getan,

wovor ich mich nicht gefürchtet habe“, hat damals mein Rektor und mein Feind gesagt. Nehmen Sie's nicht tragisch. Daß Sie ein Falke hochnahm, der aus Ihrer eigenen Brust stieg, nicht aus der Ihres alten Lehrers, ist das schlimmste nicht. „Entscheidend für einen Jungen,“ sagten Sie, „ist nicht des Lehrers Lehrplan, sondern ist sein Ungewolltes.“ Recht haben Sie. Ich bin bescheiden geworden, lieber Pionier; ich bin zufrieden mit dem Ungewollten.

Ihr alter Lehrer.“

Verschlafener Park

Von Karl Demmel

Es stehen altersmüde Häuser ringsdarum her. Und mittendrin schlummert in süßer, träger Vergessenheit der Park. Zierlich die Eingangspforte. Die eisernen Rosetoornamente auf den Gitterstäben sind verrostet — ihre herrliche Schönheit von einst zerfällt. Dunkler Tagus schmiegt sich die Wege entlang. Hier in dieser himmlischen Stille und Verschlafenheit muß das laute Herz leiser schlagen.

Irgendwo in einem alten Buche, das vergilbt zwischen tausenden anderer Bücher im Regale einer gelehrten Bibliothek steht, ist geschrieben von einem Liebesfrühling, den einst eine Prinzess in diesem weltvergessenen Garten erlebte.

Die Bilder werden lebendig vor den Augen; Rosetofiguren huschen in Samt und Seide mit weißen Puderperücken und schwarzen Zopfschleifen. Und zwischen all dieser Konvenienz und Steifheit des Zeremonienmeisters das übermütige Prinzessl, das sich in einen Leutnant der königlichen Garde an einem Sommerabend unsferblich verlebte, während im kleinen Saal des Lustschlosses Mozart über die Spinett- und Violinefsaiten der Kammermuffler trippelte.

Auf einem kleinen Hügel, vor einem freisrunden Beet dichter Rosenflämme, steht das Schloßchen drollig wie ein Spielzeug aus einem Kinderbaukasten.

Die grünen Läden sind vor die Scheiben geslappt. Kühle ist in den dunklen Zimmern, in denen die Seide auf den goldenen, geschwungenen Stühlen zerfasert und zerfällt.

Der Sonnenschein geht ums Schloß und will die Zimmer streicheln. Aber er bringt nur durch spärliche Ritzen — es kommt keine Sonne mehr in die Gemächer, seitdem Prinzesschen wegging, irgendwo an einen steifen Herzogshof, wo sie Gemahlin des Herzogs und Mutter dreier prächtiger Kinder wurde.

In Dämmerstunden hat sie ihren Prinzen von ihrem vergessenen Reich erzählt, und wenn sie brav bleiben würden, dürften sie es einmal schauen.

Sie sind aber nicht hingekommen, da sie neben ihren Grenabieren für des Königs Ehre fielen . . .

Der Weiher — ganz mit feinen, grünen Blättern zugebedt. So sinnt er schon jahrelang. Da umher stehen wilde, dicke Rosenbüsche und ein Teetempelchen aus zartem Holzwerk mittendrin.

Vom Schloß führt eine Eschenallee zum großen Einfahrtstor, wo einst die Galatuschken mit stolzen Pferden einfuhren und steife Kammerherren mit ihren Frauen zu einem Teuchen des Fürsten kamen.

Die Sonne huscht durch das Blätterwerk der großen Bäume. Sonntagnachmittag geht durch den Park.

In dieser Stille blühen alte Geschichten wieder auf . . . Der Torflügel fällt knarrend zurück und schließt das Märchen der alten Tage ab.

Bösel singen ein ewig junges Liebeslied darin.

Dichter kommen, schreiben es nach . . .

Erinnerungen an Cäsar Flaischlen

Von Carl Lange

Unserer rastlosen und flüchtigen Zeit fehlt es an künstlerischen Persönlichkeiten, die sich selbstlos und opferwillig für junge aufsteigende Talente einsetzen. Oft handelt es sich um ein Zurückweisen der Begabungen in die notwendigen Grenzen. Die vielfachen Strömungen und Richtungen, die ein „freies Ausleben“ auf ihr Panier geschrieben haben, zeichnen sich meist durch beträchtliche Ueberschätzung und Arroganz aus.

Einer, der hier vorbildlich wirkte und dem eine Reihe namhafter Künstler viel zu danken haben, ist Cäsar Flaischlen, der, gemäß seiner Lebensauffassung, einerseits Mut und Ueberzeugungskraft gab, andererseits immer wieder jüngerer, begeisterungsfähiger Jugend, die sich um ihn scharte, klar machte, daß der Weg des künstlerischen Schaffens voll Dornen sei. Er bot gern die helfende Hand, beriet mit dem Herzen jeden aufstrebenden, alles nur in hellsten Farben sehenden Dichter, wies mit allem Ernst auf die Gefahren und den Leidensprozeß freien künstlerischen Schaffens hin, um vor unüberlegten Schritten durch Berufswechsel zu warnen.

Mir war es durch Frau Cäsar Flaischlen vergönnt, in den Briefschatz des Dichters hineinzuschauen, in dem gleiche Züge, wie sie eben gekennzeichnet sind, wiederkehren. Kaum ein zweiter wurde von anderen so häufig durch Sendungen und Besuche in Anspruch genommen. Briefe aus vergangenen Perioden, in denen Menschen noch Zeit zu behaglichem Plaudern hatten, öffnen oft die geheimen Tore der Seele. Es ist erstaunlich, wie sich Flaischlen hier offenbart, wie er in sich selbst hineinschaut und gar nicht als der frohgemute, sonnige, lebensfreudige Dichter erscheint. Die Gabe, sich in die Seele Anderer hineinzuverensenken, besaß Flaischlen in bevorzugtem Maße. Er nahm dann kein Blatt vor den Mund, so schmerzlich gerade ihm das Wehetun war, und folgte dem Gesetz der Wahrheit seiner innersten Ueberzeugung.

Wenn heute das künstlerische Werk Cäsar Flaischlens betrachtet wird, darf bei ihm diese menschliche Seite nicht vergessen werden, weil sie ihm viel Zeit und Kraft seines Schaffens kostete, aber doch reiche Früchte trug, von denen viele Lebenden erzählen können.

Seine Art und Einstellung gegenüber jungen Leuten hat etwas Vorbildliches, so daß sie für unsere autoritätslose Zeit manche Mahnung und Forderung in sich trägt. Ein Weihnachtsbrief vom 25. Dezember 1919 an einen jungen Offizier erscheint mir charakteristisch, so daß ich ihn hier an erster Stelle wiedergeben will. Flaischlen schreibt:

„Lieber Herr Leutnant — Weihnachten — ja! Schönsten Dank für Ihre Grüße — aber ich muß mal deutsch mit Ihnen reden. Denn so geht das nicht weiter! Entweder — oder! Wenn Sie sich immerzu vorreden: Sie seien Schwächling und Bajazzo — — ich lasse jede Stimmung gelten und ehre sie — — aber dieses Katzenjammerelend bei Ihnen dauert nun schon über ein Jahr — — entweder sind Sie es dann in der Tat — oder Sie machen sich künstlich dazu — weil es Ihnen aus irgendeinem Grunde bequem ist — oder weil Sie sich in dem Matsch Ihrer ewigen Miesepetrigkeit behagen. Dann aber ist dieses endlose Geklage darüber völlig sinnlos. „Die Natur sei grausam und ungerecht — das Leben sei es auch — das Schicksal ebenso!“ Meinetwegen! Schön! aber ein Mensch, der dies erkannt hat — hat dann vor sich selbst die verdamnte Pflicht, diesem Leben gegenüber ebenfalls „grausam“ zu sein — wie du mir, so ich dir! und Herr darüber zu werden. Mit Klagen und Jammern darüber ist nichts getan — und Sie machen keinem Menschen, weder Ihrem Vater, noch mir und am allerwenigsten Ihnen selber Freude damit.

„Gut und böse — gibts das überhaupt?! und was kann einer dafür, wenn er gut, und einer, wenn er böse ist!“

Wenn man an solchen Dingen herumdenkt, so tut man dies am besten überhaupt nicht — oder man denkt sie zu Ende, d. h. bis zu ihrem Uranfang zurück und dann ergibt sich, daß alles, was wir mit gut bezeichnen, selbstverständlich auf reine Nützlichkeitursachen zurückgeht — daß sich diese Erfahrungen jedoch jahrtausendlang als zweckmäßig — heilsam und „gut“ bewährt haben — und demnach mit Recht zu einem dauernden Maßstab für unser Dasein geworden sind. Ein guter Mensch kann sehr wohl dafür, wenn er „gut“ und ein böser, wenn er „böse“ ist. Der Mensch ist wie und was er will.

Kommen Sie über derartige Fragen nicht zum Schluß, so geben Sie es auf, sich damit herumzuquälen und sich haltlos zu machen. Man kann alles negieren, das ist kinderleicht. Sie würden mich auslachen, wenn ich Sie zu bestimmen suchte, von Danzig nach Kopenhagen durch die Ostsee zu schwimmen. Aber was Sie tun, ist dasselbe. Also nehmen Sie unsere Ethik — nehmen Sie Gott, wie ihn unser Christentum lehrt und überlassen Sie es anderen, darum herumzubohren, ob die Sache wirklich buchstabenmäßig so ist. Und nehmen Sie die Dinge des Lebens in drei Teufels Namen, wie sie sind, grausam oder nicht grausam — wie andere vernünftige Menschen auch tun. Und wenn Sie mir hierbei einwerfen, wie ich beinahe voraussehe: Sie seien eben nicht vernünftig, dann sage ich: Sie sind das sehr wohl! Es macht Ihnen eben nur Spaß, sich in dieser Schwächlingsrolle zu gefallen, aus irgendeinem Grunde. Ein Mensch,

der krank ist, hat ganz von selbst das Bestreben, gesund zu werden. Sie aber sperren sich dagegen und wühlen sich förmlich in Ihre Quälereien hinein. Sie finden Vergnügen daran, sich zu bedauern. „Sie seien ja Bajazzo und Idiot! und warum Sie überhaupt geboren seien! Sie könnten der Welt ja doch nichts nützen!“

Ein junger Mensch in Ihrem Alter hat leicht einmal eine solche Anwandlung — ich kann das sehr wohl verstehen — er klammert sich aber nicht daran fest, wie Sie es tun — und zwar seit Jahresfrist — das ist einfach unwürdig.

Macht es Ihnen Spaß, Bajazzo und Idiot zu sein — so ist Ihnen nicht zu helfen, und wenn ich zehntausendmal versuchen würde, Sie aufzurütteln . . . dann aber klagen Sie nicht darüber! Macht es Ihnen nicht Spaß, dann kämpfen Sie gefälligst etwas dagegen an, dann werfen Sie diesen ganzen Unsinn kurzerhand einmal auf die Miste, wo er hingehört, und zwingen Sie sich zu positiverem Denken! Sie können der Welt ebensoviel nützen, wie jeder andere, wenn Sie nur wollen, und wenn Sie nur Ernst damitmachen.

Ich bitte Sie, dies für 1920 zu Herzen zu nehmen!“

Ein Beispiel für die Bereitwilligkeit, neuen Gedanken und Unternehmungen zu helfen, geben Briefe an Herrn Carl D. . . . in Hamburg, von denen ich zwei auswähle:

„Sehr geehrter Herr! Freundlichsten Dank für Ihre Grüße. Ich stelle Ihnen herzlich gerne alles zum Abdruck zur Verfügung, was Ihnen irgendwie zweckmäßig scheint, und freue mich nur, auf diese Weise Ihre Bestrebungen unterstützen zu können.

Sehr willkommen wäre es mir, wenn ich Ihre Veröffentlichungen von Nr. 1 erhalten könnte, und gleicherweise auch die Fortsetzung. Sie schicken mir die Nummern 2, 6, 8, 9. Ich will Ihnen gerne von meinen Werken dafür zugehen lassen, was Sie in Ihrer Bücherei noch nicht haben. Mit den besten Wünschen . . .“

„Sehr geehrter Herr D. . . . Was Sie geschrieben, war keinerlei Klage, und ich habe es auch nicht so verstanden. Ihre Schilderung erinnerte mich nur an eigene Ultimozeiten . . . ich bin 45 geworden, bis ich heiraten konnte . . . und da kam mir der Gedanke, an Stelle der bloßen Worte eines Briefes, Tat zu machen, und Ihnen die hundert Mark zu schicken. Meine Frau sagte sofort ja, und wir freuten uns, als gäben wir sie meiner eigenen Jugend . . . und nun liegen sie vor mir: „Man hat uns nicht gewollt!“ Da sie sozusagen aber auch mir nicht mehr gehören, so weiß ich nichts anderes als sie eben zurückzulegen, bis der Bub da ist, von dem Sie schreiben, der sie dann als Wiegegengeschenk haben soll. Mit herzlichem Gruß . . .“

Ein bezeichnendes Licht auf die törichte „gute Stube“ der vergangenen Jahrzehnte, in die keine Luft und keine Sonne hineinkam, das ferner übertragen auf die Sachwissenschaft und auf den Menschen an sich, der nur in der guten Stube lebte, gibt ein ausgewählter Brief an einen Hallenser Studenten:

„Sehr geehrter Herr L. . . ! Schönsten Dank für Ihren Gruß vom 20. 1. Sie fragen, ob vielleicht eine ursächliche Beziehung bestehe zwischen dem Anfang meines Gedichtes: „Der ist mein Freund nicht, der die Sonne nicht mag“ und den Worten Fr. Leopold Stolbergs: „Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche Natur nicht liebt“.

Ihr Hinweis auf diese Stolbergsche Ode ist mir hochinteressant, ich bin Ihnen sehr dankbar dafür und Ihre Frage selbst ist mir so wichtig, daß ich, obwohl es schon 8 Wochen her ist, doch darauf antworten möchte.

Sie selbst trifft, was ich zu sagen habe, nicht im Geringsten. Sie können nichts dafür. Aber daß eine derartige Frage auftauchen konnte, ist höchst bezeichnend für das Unverständnis, mit dem unsere Germanistik allem Autochthonen gegenübersteht, und für die andauernde Papierisierung unserer Literaturwissenschaft.

Die Worte entstanden aus Zorn gegen die Welt vor 30 Jahren, die ihre Häuser möglichst nach Norden baute und die Jalousien herabließ, wenn ein bißchen Sonne ins Zimmer kam, weil Möbel und Tapeten verschießen könnten, die auf der Straße auf der Schattenseite ging, aus Angst, einen Sonnenstich zu bekommen und für Wanderungen einen sogenannten „En tout cas“ erfunden hatte — aus Zorn gegen eine Welt, die noch 1893 darüber spottete, als ich eine Wohnung nach Süden nahm und 1894 und 1897 noch darüber Wiße machte, wenn ich mich auf Rügen nach dem Bade in den Sand legte und behauptete, das sei höchst gefährlich und ungesund. Wie anders es in dieser Beziehung geworden, wissen Sie wohl selbst.

Graf Stolberg und seine „Göttliche Natur“ in allen Ehren, aber wenn es mich drängt, einen Gedanken oder eine Empfindung in Form zu bringen, was zum Teufel soll ich da erst zum Grafen Stolberg laufen und in seinen Gedichten suchen, ob er vielleicht einen passenden Ausdruck oder ein Schema dafür hat?! Ich bin mir selbst Richter genug — Himmel Donnerwetter! und wie denkt man sich denn, daß ein Gedicht entsteht!?

Und wenn sie was feststellen wollen, dann stellen Sie fest, daß da vor hundert Jahren ein vielleicht ähnlicher Klang da war, dessen Sänger jedoch durchaus in der empfindsamen Salon=Aesthetik steckt und dichtet, die damals an der Tagesordnung und Mode war, und daß hundert Jahre später und auf ganz anderem Boden ein ebensolcher Gedanke erwächst, jedoch ungleich erdenfester, klarer und

lebbarer. Hie: sei! Hie: ist! Was damals bloßes Geschwärm und Geschwätz, hier ist es Leben und Tat geworden.

Die Erkenntnis des Unterschieds ist in solchen Fällen meines Erachtens wesentlich wichtiger und wertvoller als die stete Betonung von Ähnlichkeiten und die künstliche Konstruktion von „Quellen“ und „Abhängigkeiten“.

Machen Sie diese zu Ihrem Studium, Sie lernen dann mehr und nicht bloß für Ihr Examen, sondern auch für's Leben.

Sie können diesen Brief ruhig in Ihr Seminar mitnehmen und meinetwegen auch Ihrem Professor geben. Mit freundlichstem Gruß . . .“

Die Fülle der Inanspruchnahme Cäsar Glaischens und die Bereitwilligkeit und sein Verständnis kennzeichnen Briefe an Herrn E. . . . und Fräulein M. . . ., von denen einige für sich sprechen mögen.

„Sehr geehrter Herr Assessor! Sie würden noch viel mehr enttäuscht sein, wenn Sie das Leben sähen, das ich seit Jahr und Tag lebe, in unausgesetzter Hezerei, überlastet von tausend Anforderungen, mit denen man auf mich einstürmt und mir den Tag belegt. Es ist mitunter, um alle Menschenliebe zu verlieren. Zu wirklichem Schaffen, d. h. zu dem, wofür ich eigentlich da bin, komme ich überhaupt nicht mehr.

Ich bin mitten am Kofferpacken nach Süddeutschland, lasse mir meine Post nur einmal in der Woche nachschicken und bleibe, solange es irgend geht. Entweder — oder!

Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Assessor, und Ihnen wie auch Ihrer Frau alles Gute. Anbei einige Theaterverlage, bei denen Ihr junger Freund sein Glück versuchen mag. Persönlich bin ich mit keinem in Beziehung. Ihr . . .“

„Liebes Fräulein M. . .! Da liegt immer noch Ihr langer Brief vom 2. 12., aber ich war andauernd unterwegs bis zum 16. Zuletzt noch in Mecklenburg, und komme erst jetzt dazu, Ihnen für Ihre Grüße zu danken. Ich habe mich herzlich gefreut, Sie kennen zu lernen und bitte Sie, auch Fräulein K. . . . einen schönen Gruß zu bestellen. An dem Nachmittag verschleppten mich Deters noch bis ins Forsthaus. Es war mir fast ein bißchen zuviel, zumal ich schon vorher an die zwei Stunden mit Ihnen auf den Beinen war. Die Eisenbahnverhältnisse Ihrer Gegend waren wenig erfreulich, aber nach Mecklenburg hin war es noch grausamer. Ich mußte von hier bis nach Wismar 10 Stunden stehen.

Wenn die trüben Fragen und Gedanken, von denen Sie schreiben, Sie wieder heimsuchen, dann rate ich Ihnen, sie einfach

abzuknipfen, wie man elektrisches Licht abknipft, und sich gar nicht mit ihnen einzulassen. Und wenn Sie sagen: Sie seien keinem Menschen nötig! Ihr Leben sei niemand nütze, so frage ich: Wissen Sie denn das wirklich so bestimmt? und woher? Wissen Sie denn, ob nicht schon im nächsten Jahr irgendjemand auftaucht, dem Sie vielleicht ebenso nötig sind, und dem Sie vielleicht ebensoviel werden können als Ihrem Verlobten?! Mit 30 Jahren fängt das Leben überhaupt erst an. Siehe Jost und 3. B. auch Zwischenklänge S. 81. Also nur nicht den Kopf hängen lassen. Das Leben ist, was man daraus macht, auch wenn es einen anbellt. Lacht man dazu und geht ruhig seinen Weg weiter, ohne Angst, so hört es ganz von selber auf, einen anzuklaffen.

In diesem Sinne, mit allen guten Wünschen für 1920 und den besten Grüßen an die Ihrigen, Ihr . . .“

„Liebes Fräulein M. . . ! Unser Leben ist an sich ohne Sinn . . . der Mensch muß ihm einen geben. Jeder einzelne für sich, je nach Höhe seiner Erkenntnis, und zu einem Ziel, das ihm als gut und wünschenswert erscheint.

Wenn Sie hierher kommen, so bitten wir Sie, sich einmal zum Kaffee bei uns ansagen wollen. Bis zum 7., 8. Februar allerdings bin ich selbst wieder unterwegs. Mit schönstem Gruße Ihr . . .“

„Liebes Fräulein M. . . ! Ihr ausführlicher Brief vom 31. 7. hat mir große Freude gemacht. Vor allem freue ich mich, daß Sie nun doch gefunden haben, was Sie sich wünschten, . . . eine volle selbständige Stellung und gute Freunde. Mehr kann der Mensch eigentlich gar nicht verlangen. Und dann freut es mich, daß Sie die Sache so frisch und mutig angegriffen haben, das gehört auch dazu, wenn man was erreichen will.

Eben sehe ich aus Ihrem Brief, daß Sie die Verse: Geh' es wie's geh' . . . gerne geschrieben haben möchten. Seien Sie mir nicht gram, daß ich das noch nicht getan, und daß ich Ihnen überhaupt erst jetzt schreibe. Wir sind seit Mitte Juni hier, aber ich war so erschöpft, daß ich mich in den ersten Wochen zu nichts aufzuraffen vermochte . . . inzwischen hatte sich dann wieder alles mögliche Geschäftliche aufgehäuft. Dann kam eine lange Landregenperiode, verbunden mit allerlei Rheumatismusvergnügungen, und so bin ich auch mit meinen dichterischen Arbeiten lange nicht so weit vom Fleck gekommen, als ich im Frühjahr dachte. Der Band wird also in diesem Jahr nicht mehr erscheinen können, sondern erst zu Ostern. Das ist nicht zu ändern, tut aber auch nichts und ich freue mich sogar, auf auf diese Weise etwas Zeit zu ruhigerer Arbeit gewonnen zu haben.

Die neue Ausgabe von Heimat und Welt ist erschienen. Ich schicke Ihnen gleichzeitig unter Kreuzband ein Exemplar.

Daß Sie beim dortigen Badeleben und bei den Schlemmereien all der Sammt- und Seideherrlich- und Dämlichkeiten nur Zuschauerin und Zaungästin sind, kann ich mir denken . . . am andern Tag aber haben die Leute von ihren Hummer-Mayonnaisen auch nicht mehr als Sie. Brillanten sind der größte Selbstbetrug, den der Mensch erfunden hat.

Mit herzlichem Gruß und mit allen guten Wünschen, daß es auch fürderhin aufwärts gehen möge und vielen Grüßen, auch von meiner Frau, Ihr . . ."

Es ist erstaunlich, wie umfangreich der Briefwechsel Flaischens neben diesen Briefen und Besuchen Unbekannter, die sich vertrauensvoll auf Grund seiner Werke an ihn wandten, von künstlerischen Persönlichkeiten war. Da finden sich noch in Mappen wertvolle Unterlagen, die Flaischens Charakterbild vervollständigen. Er, der immer für Andere da war, hat aber dennoch seine Berufung als Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung abgelehnt. Außer einem Brief an Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche, der sich im Nietzsche-Archiv befindet, geht seine Auffassung klar aus einem Brief an einen jungen Schriftsteller hervor:

„. . . Eben finde ich Ihren Brief vom 22. April, just einen Monat später. Aber herzlichen Gegengruß. Wir fuhren am 12. 4. nach Ulm und waren dann im schwäbischen Oberland, und anstatt zwischen blühenden Neckarbergen sieht man nun wieder zwischen Briefbergen — und Sandbrüchen.

Wilhelm von Scholz habe ich in Stuttgart noch gesehen. Leider mußte er tags darauf zu seinen Herzwunderproben nach München.

Der „Wieland“, den ich seinerzeit mit aus der Taufe hob, führt mich immer noch als Mitherausgeber. Ich habe aber schon seit zwei Jahren kein aktives Verhältnis mehr zu ihm, sonst wäre die Sache weniger österreichisch als sie geworden ist. Wenn Sie Lust haben etwas darin gedruckt zu bekommen, dann schreiben Sie dabei, Ihre Zusendung erfolgte auf unmittelbare Veranlassung von mir. . . . Unsere Maler haben ein gut Teil Schuld an der Verlotterung, die überall Trumpf ist.

Dann schreiben Sie von der Schillerstiftung. Die Notiz in den Zeitungen damals war sehr verfrüht, ich hatte bereits abgeschrieben, als ich sie zu Gesicht bekam. Ich glaube wohl, daß ich der „geeignete Mann“ dafür gewesen, wie verschiedene Blätter erwähnten, aber . . . ich habe mich nachgerade nun genug für andere abgearbeitet, wenn ich so sagen soll, ich habe jetzt mich und meine Sache durchzusetzen und keine Lust, das ganze noch vor mir liegende

Drittel meines Daseins mich mit der Not und mit dem Elend unserer Schriftstellerwelt herumzuplagen, und all den jungen Burschen Stipendien zu bewilligen, die sich in ihrer Uebergeschnapptheit für weiß Gott was für Genies halten und für viel zu groß, um sich eine solide Lebensstellung zu erarbeiten.

Ich habe jetzt seit 12 Jahren vorwiegend Philologie und Germanistik getrieben, auch nicht zum bloßen Vergnügen. Ich bin von 1910 bis 1915 keinen Schritt aus Berlin herausgekommen, habe mein ganzes dichterisches Schaffen immer wieder zurückgedrängt. . . . Der Krieg hat dann die Durchführung dieser germanistischen Pläne unterbrochen und auf eine sehr lange Bank hinausgeschoben, dagegen kamen meine dichterischen Werke in Gang.

Und nun habe ich nicht die geringste Sehnsucht, als Generalsekretär der Schillerstiftung, so segensreich die Sache an sich ist, mein Leben zum Besten unserer Schriftsteller- und Dichterzunft in die Schanze zu schlagen. Unsere Zunft hat nie den kleinen Finger für mich gerührt, im Gegenteil! . . . Und wo ich meinerseits für sie eintrat und trommelte, so machte man mir Verdruß, oder man ließ mich glattweg sitzen . . . Neu!and . . . Pan . . . Kunsterziehung usw. Was im Jost Seyfried steht, Schwertschmied Seite 52 usw., hat alles seine absolut reale Grundlage . . . und jetzt habe ich keinen anderen Wunsch, als all das, was ich dichterisch noch möchte, möglich zu machen und durchzusetzen und glückt mir das auch nur zur Hälfte, so habe ich mehr getan, denn ich jemals als Schillerstiftungs-Obmann erreichen könnte.

Augenblicklich hänge ich ja nun in meinen freiwilligen Zivildienstverpflichtungen: Kleinkindersfürsorge und ein Schülertaschenbuch. Aber auch damit hoffe ich fertig zu werden, mit dem letzteren so, daß ich Anfang Juli nach Süddeutschland kann. Für Ihr neues Buch alles Gute . . . und auch sonst herzliches Glückauf! Ihr . . .“

Am Schluß dieser Berichte muß ich selbst eine Dankeschuld abtragen. Ich denke an die Tage zurück, an denen ich ihm gegenüber sitzen durfte. Cäsar Glaischen, der immer Hilfsbereite, der Sorgende, der immer Fördernde, hatte selbst im Kriege, als er mir häufig Schriften und Flugblätter ins Feld sandte, bei eigener täglicher Ueberlastung von zwölf bis sechzehn Stunden noch immer Zeit, Fragen zu beantworten, Wünsche zu erfüllen und Besuche zu empfangen. Vorträge kamen hinzu, die ihn in alle Gegenden Deutschlands führten.

Ich sehe ihn noch vor mir: an seinem Schreibtisch sitzend, rundum Berge von gehäuften Zeitschriften und Bücher, an der Wand eine Zahl kleinerer und größerer Bilder mit persönlichen Widmungen, das lebendige Auge auf mich gerichtet! — Durch alle Gespräche hindurch

klang der Wunsch und Willen, dem Allgemeinen zu dienen, der Dichtung und Kunst. Und immer wieder die Betonung seines Bestrebens, an seiner Stelle im Kriege mitzuwirken und denen da draußen durch Lied und Arbeit einen neuen Strom von Kraft und Freude zu geben.

Ich blättere in alten Briefen. Da heißt es am 1. Mai 1916: „... Was Sie schreiben, hat mich sehr gefreut, und ich hoffe, daß der Krieg auch mit unserer bisherigen Berliner Literaturmacherei etwas aufräumt, — und vor allem mit der ewigen Bohèmeauffassung des Lebens, in der sie schwelgte. — Unsere Kunst hat sich auf andere Zeiten einzustellen als auf bloß ästhetischen Nippsachen-Reiz, wenn wir weiter kommen wollen. Es wird auch da dann heißen müssen: Alle Mann an Bord! — was hier gestanden, und was aus- und durchgehalten — wie jetzt — im Schützengraben — und bei Angriff und Sturm. . .“

Besonders erfreuten ihn Briefe aus dem Felde. In seinen Schriften und Dichtungen finden wir den engen Zusammenhang mit der Zeit. Welche Arbeit und Mühe bereiteten ihm die kleinen Feldbüchlein „Heimat und Welt“, die in großer Zahl bis in die vordersten Gräben gelangten! So schreibt er am 1. August 1916, „daß es infolge Unlust und Ungeschick auf Seiten der Druckerei soviel Arbeit erforderte, daß er mit allem anderen in Rückstand geriet.“ Mit einer Selbstverständlichkeit, wie ich sie als Herausgeber der „Borkumer Kriegszeitung“ bei keinem anderen erlebte, stellte der Dichter seine Mitarbeit zur Verfügung. Dabei darf nicht vergessen sein, daß seine Arbeit an allen Ecken und Enden drängte. Am 4. April 1917 schreibt er: „... Verzeihen Sie, daß ich Ihnen solange nicht geschrieben habe, aber es war ein bißchen viel, was diese ganzen Monate auf mir lag. Ohne 10 und 12 Stunden täglich kann ich kaum durch, meist brauche ich noch länger und alles Persönliche mußte liegen bleiben. An eigenes Schaffen war überhaupt nicht zu denken — und ich sehe noch kein Ende. — Die Ausstellung selbst, die ich bearbeitet — meine Frau hat Ihnen wohl berichtet — ist schon längst unterwegs, der Führer dazu kommt in 14 Tagen. Wenn ich Exemplare zur Verfügung habe, sollen Sie als Kuriosität einen erhalten. . .“ Stets hatte der Dichter ein freundliches Wort oder einen Vers, der mehr als ein kurzer Glückwunsch sein sollte. So schrieb er mir bei einem Kommando nach Neufahrwasser: „... Möge es in jeder Weise ein neues Fahrwasser für Sie sein!“ — Als Dank für die Zusendung eines Gedichtbandes: „Herzlichen Dank für Ihre neue, schöne, reichhaltige Sammlung, mögs über Tücken Ihnen und Mücken immer weiter so aufwärts glücken!“ . . . Ihr Buch „Verse“ enthält sehr feine Stimmungen,

und ich freue mich vor allem über die starke rhythmische Empfindung, die durch Ihre Gedichte geht. Augenblicklich liegen diese Stimmungen freilich so weit zurück wie die Tage der Jugend, aus denen der Mann geworden.“

Aber es war Flaischlen nicht genug, wenn er durch freundliche Zustimmung ermunterte und zu neuer Arbeit anregte, oder, wie die ersten Beispiele beweisen, schroff seine Ansicht sagte. Er selbst wußte aus eigener Erfahrung, wie wichtig Förderung durch die Tat ist.

Ich bin sicher, daß noch viele unveröffentlichte Briefe Flaischlens über die Denkungsart des Dichters Aufschluß geben werden. Unsere Zeit bedarf solcher Vorbilder, da bei den vielen Ismen und Verschiedenheiten der Richtungen gegenseitiges Helfen und Helfenwollen oft zu mißgünstigem Hemmen geworden ist. Die politische Uneinigkeit des deutschen Volkes hat sich auch auf das künstlerische Gebiet übertragen. Der Herausgeber einer Zeitschrift kann davon erzählen. Cäsar Flaischlen bildet hier gleichfalls eine rühmliche Ausnahme, die wieder ein Beweis seiner Einstellung an sich ist. Der geistige Arbeiter, der nie mit materiellen Gütern gesegnet ist und rechnen muß, kann sich im allgemeinen keine literarischen Neuanschaffungen leisten. Doppelt bedeutsam ist daher, wenn Cäsar Flaischlen am 1. Juli 1916 an den Herausgeber der „Borkumer Kriegszeitung“ schreibt, ihm alle fehlenden Nummern nachzusenden: „Ich will sie gern bezahlen. Es würde mir Freude machen, Ihr Blatt möglichst geschlossen zusammen zu haben.“

Ähnlich erging es mir beim Erscheinen der „Ostdeutschen Monatshefte“. Am 25. April 1920, nach dem Erscheinen des ersten Heftes, schrieb Flaischlen: „Herzlichen Dank für Ihr erstes, sehr schönes und interessantes Heft. Vivant sequentes. Es ist fast nur zuviel hineingepackt. Pulver sparen! Denken sie an später! Die späteren Hefte sind fast noch wichtiger. Anbei 20 Mk. für die ersten sechs Hefte. Alles Gute — — uns Allen!“ Wie hoch ist der Wert eines solchen Zuspruchs aus der Ferne beim Beginn einer neuen künstlerischen Arbeit einzuschätzen!

So ist immer wieder das Zeichen tiefen Einfühlens und Verständnisses, Hilfsbereitschaft und Kameradschaft das besondere Kennzeichen Cäsar Flaischlens.

Wenn auch durch die Zeit des Zusammenbruchs und der Revolution das künstlerische Werk von Cäsar Flaischlen mehr in den Hintergrund getreten ist, so hat doch auch noch heute seine aufbauende Dichtung und seine vorbildliche menschliche Persönlichkeit eine hohe Bedeutung. Natur und Kunst, Sonne und Kraft sind die Pole, um die das Gesamtgeschaffen Flaischlens kreift.

Seine menschlichen Beziehungen zu den führenden Geistern der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart, das Eintreten eines Milan für sein Werk und Schaffen, sprechen für ihn, der schnell vergessen scheint. Unsere Jugend aber gebraucht in gärender Zeit Klarheit und Kraft aus schlichter Innerlichkeit und Wahrheit. Ihm war es gegeben, ein Fest zu schöner Feier zu gestalten. So will ich mit einem nicht künstlerisch zu bewertenden Weihnachtsgedicht schließen, das mir seine Frau kürzlich für das Weihnachtsheft mit übersandte:

Weihnachten

Wieder flechten wir zum Kranze
der vergangnen still ein Jahr,
und in buntem Lichterglanze
stellt das Weihnachtsfest sich dar;
eint auch uns zu schöner Feler . . .
freu sich jeder, dems vergönnt,
denn wer weiß, ob ihm der Christbaum
übers Jahr so wieder brennt!

Doch es töne dieser Stunde
Freude nur in Lied und Wort,
ob so manche Knospe welkte
ob so mancher Kranz verdorrt!
Und nach alter Brudersitte
nehmt das erste Glas zur Hand:
daß es nie sich lockern möge,
unsrer Freundschaft schönes Band!

Was das Jahr in stetem Wechsel
zwischen Lust und Leid gebracht,
alles Trübe sei vergessen
und des Guten nur gedacht!
Und wie's dränge sich und treibe
und was jeder auch verlor,
e i n s nur halte, daß es bleibe:
Lieb und Frohsinn und Humor!

Mozart und Mörke

Von Richard von Schaukal

Niemals — die mystische Vermählung Schopenhauer-Wagner in Tristan ausgenommen — ist eine Transkription so durchaus notwendiges Ergebnis wesensverwandter Veranlagung gewesen, wie die dichterische Darstellung des österreichischen Maestro durch den schwäbischen Landpfarrer in der klassischen Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag.“

Scheinbar walten ebenso viele Gegensätze wie Hauptmomente. Hier das vieltürmige, glockenerklingende Salzburg, die barocken Wasserspiele von Hellbrunn, das Wunderkind mit dem Galanterie-degen, hastende Weltfahrt des zarten Kunstzigeuners, das melancholisch-sarbig Wien Canalettos, die sittsam-pedantischen Basteien, gestreifte Reifröcke und knisternde Réticules, gnädige Fürsten und blühende Ordenssterne, Kerzenschimmer in Kaiserjäten, Unrast und Leichtsin, Todesfurcht und Triumphbogen, Spielpartien an glänzenden Mahagonitischen und diskrete Quartette zum dünnen Clavecin, Lorbeer- und Tauruswände in den götterbelebten Rondos mächtiger Schloßparks und wiederum Wiener Waldesluft mit knusprigen „Backhendeln“ und kühlem Grinzinger im Zinnkrug; und Frauen, Frauen, enggemiederte, blau- und dunkeläugige, hoch toupierete, mit Schönheitsspfälsterchen und kleinen bemalten Gaze- und Elfenbeinsäckern, Gräfinnen und Primadonnen, das hoffähige Italienisch des Ancien regime, lüstern-tändelnde Libretti schmaler seidenfeiner Abbates, spiegelnde Parkette und venezianisches Glas neben mächtigen chinesischen Vasen, Don Juan und der leibhaftige Teufel, seltsam gepaart mit Leporello-Papageno-Kasperle aus der Leopoldstadt, Logentum und Josef-Harun al Raschid, ein fieberhaftes Dasein, von kleinen grausamen Pendulen zu Tode geheht, der ein tragisches Defizit der Tagesgloria hervorkehrt: das Massengrab des Vergessens und ein pietätvoller Totengräber, der sich höchst privater Weise den Schädel des großen Oesterreichers als braves Andenken für die Kinder und Enkeln zu sichern erlaubt. Dagegen dort Eduard Mörke: Rebenhügel und weit ins Land wandernde Landstraßen-Alleen, Konvikt Jean-Paul-Schwindsche Posthornsehnsucht, genaue Vikarspflicht in spießbürgerlicher Kachelofeneinsamkeit, Catull und Properz an rinnenden Wässerlein sonnendurch'ponnener Gehölze, Schwab-Kerner-Strauß-Bedächtigkeit und farbige Sprüchlein auf Vogeleiern und in pedantischen Stammbuchkränzelein, schwesternlich-keusche Betreuung des schlafrockschleifenden Haustums, stille, treue Liebe mit vertrocknendem Herbariumsdunst, während Stubenvogelkranklichkeit bescheiden verweicht, langsam beschauliches Fett ansehender Glieder;

der Stuttgarter Hafen, ein Zentrum für brillenbewehrte Bibliothekarpassionen und sparsam genossenen, soliden Konzertmechanismus, deutsche Literaturgeschichtsklitterung vor wohl geplätteten Tabliers lernbeflissener blonder Theologentöchterchen; endlich eine Moderato-Ehe und leiser Ausklang: eine schwergefügte Harfe, an der dumpf summend, längst zermürbt eine der süßen Saiten nach der andern zerreißt. . . .

Und dennoch die beiden, fern einander um ein Menschenalter und ein, zwei versunkene Kulturen, fern einander im aufbauenden Gewebe geistig-leiblicher Zucht, fern in Lebens- und Schaffenszielen, fremd scheinbar, ja Antipoden als Produkte verschiedener Himmelsstriche und Jahrhundertlüfte, dennoch ein Klang, ein goldener, tiefer voller Klang — diese beiden Noten, gleichmäßig stark und nicht um ein tausendstel Intervall eine hinter der andern verspätet, ganz gleich angeschlagen, schwellend zusammen und verklingend rein und in hundert Fernen kommender Tage, liebliches Echo weckend in Hainen und Gärten, von allen Vögeln des Himmels, schlichten und buntgefiederten, jubelnd begleitet, begleitet auch schwärmend von allerfeinsten, zerbrechlichsten Lyren der Gottheit und ihren Wundern nachträumender Künstler. Fragte aber einer, der die beiden nicht kannte, nach dem Warum dieser seltsamen Zwillingschaft, wäre dem voreiligen Formelspäher nur dieses eine zu sagen: sie waren ganz unbefangene Künstler, reine Gefäße der göttlichen Gnade. Jener, Mozart, der lauterste Musikanter, ganz Musikanter, nur der selig-unselige Dirigent dieses seines unererschöpflichen Lust- und Leidbewegten Seelen-Orchesters — dieser, Mörike, der leichteste aller Lyriker, leicht, wie ein Vogel leicht ist, der fliegen kann, ohne klug ersonnenen Apparat, kraft eigenen Gesetzes, Hymnen jubelnd fliegen kann bis hoch an die Wolken im wirbelnden Sonnenlicht, und der hinwiederum hüpfend auf dünnem Stängelchen mitten auf der Straße, tief zwischen ungefügten Ackerschollen bescheiden zwitschernd das Bröselchen, die Krume der leiblichen Notdurft pickt.

Wer ist der unbefangene Künstler, das reine Gefäß der göttlichen Gnade? Frei und leicht, sich aufschwingend ins Grenzenlose ohne „Zweck“, sich niederlassend hernachmals zu Zwecken des wirklichen Lebens, selbstverständlich als Flieger wie als Wandler, sich selbst getreu in jeder Äußerung der ungebrochenen Einheit, in der er sich selbst, in der er Gott besitzt.

Mag Mozart der feinste, geheimnisvollste Techniker der Intervalle sein — in den Intervallen lebt das Gesetz der Tonkunst —, Mörike der feinste, geheimnisvollste Dirigent der Worte — in der Bewegung der Worte, nicht in ihnen selbst, den abgezählten, lebt das Gesetz der Dichtkunst, die in lebendigen Worten immer wieder neue

Organismen erschafft —: sie sind beide „natürlich“, das heißt Natur, und also, bei aller Unfaßbarkeit ihres seelischen Nebelkerns, dem Gemeinsten faßlich, freilich den „Graduierten“ im Reiche des Geistes in Graden nah und näher, fern und ferner. In Mörike und Mozart ist wie in Typen das Schema ihrer spezifischen Kunst Fleisch geworden, also Symbol der „Idee“ ihrer Künste. Immer wird im Lebendigen das Schema Symbol, erstarrt anderseits das Symbol im Logisch-Begrifflichen zum Schema.

In der naiven Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ hat der eine den anderen gefangen im Moment, da dieser, für jenen, den Empfänglichen, deutlich, den imaginären Brennpunkt „betrat“, den die Strahlen der Kunst ins Leben projizieren: Mörike, der intuitive Dichter, ist das Prisma, das Werk, die große Novelle schwebt gewichtslos, wie jedes echte Kunstwerk, im Luftraum der Imagination: erst im Beschauer gewinnt es sein ureigenes Dasein, da es (das Material ist nur Substrat) rein im Verhältnis lebt (das je nach dem „Beschauer“ anders lautet). Und wir werden mächtig an die Lehre vom heimatlosen Unsterblichen erinnert, das sich immer wieder herbergen läßt von „dieser Maschine“ des Körpers. Denn Mörike, der „zufällige“ Schwabe, hat Mozart aus sich heraus gesetzt als ein ganz eigenes Erlebnis, ein Ereignis der persönlichen Schöpferpsyche. Was kümmert uns das Drum und Dran des — wundervoll „echten“ — Kolorits! Mögen Biographen datieren und berichtigen: das Wesentliche im Künstler, dem Prototypus des Menschen, ist das göttliche Rätselhafte der Sendung. Und diese Sendung, die künstlerische Mission Wolfgang Amadeus Mozarts, kaiserlichen Kapellmeisters, hat Mörike wie ein Destillateur des Geistigen in dem köstlichen Flakon seiner historisch-unhistorischen Novelle aufbewahrt. Wann immer man den gierlich bebänderten, feingeschliffenen Stöpsel lüftet von der edel geformten Karaffe: ein Hauch des Mozartschen strömt aus ihr, der sich — das Wunder der gewichtslosen Uebergänge im Zwischenreich der Künste — ins Musikalische kondensiert: die höhere Form der Erscheinung Mozarts, des Komponisten, wird ganz durchsichtig klar vor unsern bezauberten Blicken, aber alles — dies ist das Klassische der einzigartigen „Transkription“ — in der Atmosphäre Mörikes, dieser balsamischen Luft beruhigter Morgen- und Abendstimmung, gesättigt vom unhörbar, unsichtbar darin verbreiteten Sprühregen einer antikisierenden Fontaine, Ludwigsburger Barock; und wiederum im silbernen Menuettschritt gleitet das seidig-kühle Wien-Schönbrunn Cannalotto, wahlverwandt, vorüber. An einer Stelle jedoch hat der Dichter, wie sonst in seinen Versen wohl noch hier und da (diese sind die zauberischsten deutscher Zunge) ganz unmittelbar an das Sterb-

lichen Entrückteste gerührt: das Geheimnis der künstlerischen Ueberschattung. In jener unvergleichlichen, sozusagen wortlos-schleiern-
den Szene, da Mozart, indem er die Orange greift, sich in die Träume verliert, die musikalisch Gestalt gewinnen. Und noch einmal in der ganz leise nachzitternden Schluppassage der melodiosesten aller Novellen, wenn Eugenie das Spinett schließt, an dem wenige Stunden vorher noch eine wundersame Erscheinung, der menschlichste Meister gesessen hatte, und ihr das alte Lied in die Hände fällt mit dem unsagbar traurigen Worten der Todesahnung. Wie sich aber über der heiteren Grazie dieses orangenduftenden Ausschnittes aus einer imaginären Biographie langsam der Horizont mit fernen Wolken überzieht, das Licht der sonnigen Gärten gelber wird und drohender, das kann nur der ganz erfühlen, der Mozarts Entwicklung vom spielerischen Parlando des perlenden Dur zum schattenden Moll der Todesbangigkeit in einer Seele erlebt, die „Orplid, mein Land“, die Heimat heißt und der das Leben nur eine künstliche Fuge bedeutet über das Thema Vergänglichkeit.

Wintergang

Ein Gang durch schneeweiß-weites Land
auf Silberamt, nachzugewandt.

In Dämmerhelle steigt der Raum — ;
ein Gang im Schnee, ein weißer Traum.

Raum hingehaucht, so flink und leicht,
daß unser Seh'n ein Fliegen deucht,

ein silbern Flüstern jeder Schritt.
Und unsre Herzen reden mit

und sind betört, als ging es hin
durch Winternacht zu Blumenblüh'n,

in Frühlingsflor und Sommerleis — .
Ein Flug, ein Traum — so leicht, so weiß.

Hermann Sternbach

Gespräche mit Hermann Stehr

Von Hans Christoph Kaergel

Die Freunde Beethovens erzählen uns, daß der Meister dem Göttlichsten am nächsten war, wenn er in sich versunken, an seinem Flügel saß und die Stürme seines Herzens und die Gebete seines Inneren in immer neuen Melodien und Akkorden formte. In diesen Improvisationen sprach der ganze Mensch, ohne auf die Gesetze der tausend Formen zu achten. Nichts von Gewolltem und genial Gedachtem mischte sich in die Klänge. Sie waren nicht für die Menschen bestimmt. Ihm allein galt das Spiel. Oder es war ein Dankesstammeln an einen anderen Menschen.

Nur einmal klang das Tiefste auf, nur einmal offenbarte sich das Ungeheuerliche der Ursprünglichkeit, kein anderer vermochte nach ihm nur den flüchtigen Glanz eines einzelnen Akkordes festzuhalten. Diese Lieder gehörten dem Unendlichen. Darum sprechen alle, die es gewollt oder ungewollt hören durften, von dem Ungeheuerlichen der Kraft und Größe, von der übermenschlichen Erhabenheit, weil eben der schaffende Mensch mit allem Ungekünstelten zu ihnen sprach.

Ich habe immer an diese Ursprünglichkeit des schöpferischen Gestaltens denken müssen, wenn ich durch manche Nacht hindurch den Reden und Gleichnissen lauschte, die mir Hermann Stehr schenkte. Ich weiß es von seinen vielen Freunden, die bei ihm einkehren durften, daß sie aus allen Stunden mit einem fast heiligen Schauern zurückkehren. Irgend etwas Großes ist ihnen begegnet. Sie wissen von Bildern und Gedanken zu berichten, aber die Welt, die vor ihnen aufging, war so groß, daß sie nur das Große behielten und am liebsten mit keinem anderen Menschen mehr darüber sprachen.

Ich weiß es, daß Hermann Stehrs unschätzbarer Reichtum an dichterischer Fülle und Schönheit und gedanklicher Kraft und Stärke auch in seinen Gesprächen lebt.

Ich weiß es. Und mir ergeht es fast wie den Freunden Beethovens, die von den göttlichen Stunden schwärmen. Ich vermag es kaum in Worte zu fassen, wie tief mich diese Stunden bewegten. Man müßte mich aus dem „Mandelhause“ kommen gesehen haben, um alles zu wissen, was mir begegnet war.

Wenn ich es nun aber doch versuche, davon zu sprechen, so geschieht es, um von der Fülle der Klänge doch den einen oder den anderen Ton noch einzufangen und zu erhalten. Ich weiß wohl, daß es nicht mehr das Wort des meisterlichen Erzählers ist, daß darin schon mein eigenes Miterleben mitschwingt.

Er spricht ja selbst einmal davon, daß sein „Heiligenhof“ schon ein anderer Hof mit anderen Menschen sei, wenn fremde Menschen über ihn schreiben oder von ihm sprechen. Damit ist aber der Hof nicht kleiner geworden. Hermann Stehr behauptet ja sogar, daß der Mensch größer sei als der Schaffende, der das Geschaffene in sich aufnahm, weil er es nur dann besitzt, wenn er es sich selber neu erschuf.

Es wird drum, wenn ich von den Gleichnissen und Bildern spreche, manch ein Wort mit unterlaufen, das nicht in ihm geboren wurde.

Von all den Nächten, in denen wir Gott behorchten, habe ich nur die noch in meinem Innern klingen, die in die letzten Tiefen hinabhorchten. Wohl sind es noch seine Worte, aber ich vermag ihnen nicht mehr die Glut des Erlebens einzuhauchen. Er spricht ja nicht von Gott. Er läßt ihn erleben. In seinem Gesicht wird er uns lebendig. In dem Augenblick, da er spricht, gestaltet er auch Gott.

Ich will nun das Unmögliche versuchen, die Improvisationen seines Gottesringens in einigen Nachtgesprächen festzuhalten. Wer nachher in sein ganzes großes Schaffen hineinhört, hört die flüchtigen Aufklänge der gleichen Melodie seiner Gespräche wie Orgelton weiterbrausen. Vielleicht, daß auch ihm sich dann eine Welt öffnet.

Gedanken über Menschlichkeit und Mensch

Als wir in einer Nacht an die Frage rührten, ob es einen Fortschritt der Menschheit gäbe, ob man überhaupt an ein stetiges Aufwärtsbewegen der Menschheit glaube, begann Hermann Stehr:

„Ich kann mir denken, daß ich in mir Gedanken und Gefühle trage, die nicht an mein eigenes Ich gebunden sind. Ich besäße also ein Sein, das von den anderen Menschen nicht erkannt werden kann. Soviel Menschen es gäbe, soviel andere Gedanken und Gefühle gäbe es. Ich könnte dann den Begriff Menschheit oder Menschlichkeit nicht mehr mit meinem Verstande oder mit meinem Bewußtsein fassen. Es ist doch so, daß ich nur mit meinen Händen, die selber formgestaltet sind, nur Dinge fasse, die eine endliche Form tragen. Hasche ich nach dem Wasser oder gar nach dem Quecksilber oder dem Unendlichen der Luft, so spielt es durch meine Finger. Ich kann von seiner Form nichts sagen. Da ich aber doch von meinem Bruder Leiden und Freuden weiß, daß ich mit der Liebsten in eins versinke, umfasse ich etwas von ihrem Wesen. Ich umfasse aber nur das vom anderen Menschen, was in meinem eigenen Wesen ist.“

Ich weiß, der Menschenbruder hat Herz, Lunge und Leber, ja alle Glieder, die auch ich habe. Er hat auch das Hirn, durch das ich selber denke. Darum sind die tiefsten Voraussetzungen gegeben, daß ich sein Leben umfasse. Läge aber der Begriff des anderen Menschen oder der Menschheit außer meinem eigenen Wesen, so würde ich ihn nicht umfassen. Ich kann ihn nur durch mich selber erkennen. Liegt darin nicht aber schon die Anerkennung der Tatsache, daß Menschenwesen identisch ist mit dem Wesen der Menschheit? Ist ein Wassertropfen nicht ebenso Wasser wie die Fülle der Tropfen im Fluß, im Teich, im Meer? Und doch erschüttert uns manchmal die Frage, die auch Goethe einmal aufwarf: Was weiß ein Mensch vom anderen? Ich bin kein Bilderschnitzer und will doch seine Kunst verstehen. Ich kann die Saiten der Harfe wohl anschlagen und doch kein Lied spielen, das die Harfenistin aus den Saiten erklingen läßt. Und doch verstehe ich ihr Wesen.

Wie ist das möglich? Siehe, da bin ich in der Nacht und wandere in der Nähe einer großen Stadt durch tiefstes Dunkel. Die Finsternis grault dickflüssig über die Weite. Irgendwoher aber kommt der Lichtsektor eines riesigen Scheinwerfers. Ich sehe den Ausschnitt der Erde, den der Kegel des Scheinwerfers freigibt mit allen Dingen. Aber ich sehe nur. Meine Aktivität des Schauens läßt mich die Weite sehen. Und doch weiß ich, daß neben dem erleuchteten Lichtkegel kein Chaos mehr ist. Durch das Erschauen der Erde im Lichtkegel sehe ich nun auch in die dunkelste Einsamkeit hinein und deute sie um in Leben, in Erde, wie ich sie durch meine eigene Aktivität sah.

Nicht anders erkenne ich durch mich die Menschheit. Ich sehe durch den Lichtkegel, durch den Sektor meines eigenen Bewußtseins mein eigenes Wesen und zugleich auch, mehr im Unterbewußten, Unerleuchteten und doch innerlich Erschauten, das Wesen der Menschheit. Das ganze Wesen des Menschen aber, wie ich es im Spiegel meines eigenen Selbst erschäue, ist dauernde Aktivität, also auch das tiefste Wesen der Menschheit. Es gibt keine Grenzen mehr: Mensch und Menschheit sind identisch.

Wir müssen doch erkennen, daß die großen Gesetze der Schwere oder der Lichtberechnung durch mein eigenes und durch aller anderer Menschen Wesen gehen. Wird ein neues Gesetz gefunden, so ist damit aber nicht die Menschheit weiter fortgeschritten, es ist nur daselbe eingetreten, als wenn einer den Lichtsektor des Scheinwerfers vergrößert hat. Immer wird die Erkenntnis der Masse vom einzelnen ausgehen. Ein einziger Kriegsruf eines Menschen läßt ein Millionenvolk aufspringen. Nie wird durch einen Millionenruf der einzelne ergriffen.

Ich will dir das wahre Wesen des Fortschreitens der Menschheit im Gleichnis kündigen. Es gibt keinen Fortschritt der Menschheit, nein, es gibt nur ein Wachsen des einzelnen.

In einem riesigen Saale drücken sich 5000 Menschen zusammen. Irgendwo beginnt einer zu singen: Deutschland, Deutschland über alles. Ein anderer nimmt es auf. Jetzt singen es dreißig Menschen, aber dreißig singende Menschen in einem Gewühl von 5000, das ist noch ein Chaos. Da aber 3000 Menschen einstimmen, ist es nun eine Harmonie geworden.

Und doch ist die Harmonie des Ganzen nur durch die Harmonie des Einzelnen geworden. Im Grunde genommen singt jeder nur für sich und jeder wird zum Sänger der Gesamtheit.

Wenn wir von dem Fortschritt der Menschheit reden, sollten wir nur von unserem eigenen Fortschritt reden. Wir müssen uns nur bemühen, daß unsere eigenen Lieder nicht im Chaos untergehen, sondern zur Harmonie des Ganzen werden. Das aber gelingt uns nur dann, wenn auch der Inhalt unseres eigenen Liedes, ich will dafür unsere Seele sagen, harmonisch ist. Niemals soll das, was ich für mich will, das Ziel meiner Handlungen sein, sondern soll hinaus-schwingen zur Gesamtheit, soll dort Harmonie werden. Wenn ich gesund sein will, darf ich mein Leben nicht ängstlich behüten, sondern muß leben, wie rein und unbesorgt mein Lebensrhythmus geht. Immer müssen wir daran denken, daß wir nicht der Mittelpunkt der Welt sind, sondern nur Atome. Wir sind nur huschende Gestalten, nicht anders wie Mücken und Eintagsfliegen huschen wir im großen All des Lebens. Darum müßten wir allzeit die ganze demütige Frömmigkeit aus der Erkenntnis unseres Innern haben. Wir dürfen nicht auf den Fortschritt der Menschheit warten, wir müssen ihn allein selbst in uns tragen. Nicht unsere Persönlichkeit ist das Letzte. Ich sage es hier einmal ganz bewußt zu einer, ach so oft falsch ausgelegten Sentenz Goethes, sondern die Persönlichkeit ist nur ein Weg zu diesem Letzten und Höchsten. Alle Persönlichkeit will anonyme Persönlichkeit werden. Das aber kann niemand darstellen. Sie ist wie das Meer, das ich mit Händen ausschöpfen wollte. Ja, schon der Begriff der Endlichkeit ist synonym mit der Unendlichkeit."

Wenn man zu dieser Erkenntnis gelangte, daß der Mensch mit der Menschheit identisch ist, bleibt auch die Tür zur weiteren Erkenntnis nicht mehr lange geschlossen. Ich muß nun nach dem ewigen Rätsel in unserer Brust fragen. Gibt es ein Gutes und ein Böses in uns? Wo ist die Quelle zum Guten und Bösen? Und er antwortete mir mit seiner Erkenntnis, die er in einem langen,

schmerzvollen Dasein nicht ergrübelt, sondern mit seinem ganzen inneren Selbst erlebte und dachte. Wir sind nun beim Angelpunkt seines Erkennens der Lehre von den Anomalien, den Abweichungen alles Lebens. Er spricht darüber:

„Ich hebe meine Augen auf zu dem Licht der Sonne. Und ich weiß doch, daß ich den heiligen Strahl in mir nur dadurch erlebe, daß er von seiner ursprünglichen Bahn abweicht und gebrochen in das Blickfeld meines Auges tritt. So ist es mit allen Dingen, die ich schaue. Auch was ich höre ist eine Abweichung des ursprünglichen Tones. Denke doch, jedes Wort, sobald du es nur formst, faßt nicht mehr den Sinn des Gedankens, den du ihm geben wolltest.

So ist auch dein Erinnern ein Abweichen vom Erlebten. Selbst deine Vorstellungen sind Abweichungen von dem tatsächlichen Sein. Sieh, der Schritt ist nicht weit. Unser ganzes Denken ist nur eine Sammlung von Anomalien. Aber nicht nur unser Denken, unser ganzes Leben ist nur die Summe dauernder Anomalien.

Wenn ich das weiß und erkenne, erschrecke ich vielleicht vor dem Schmerz, den mir diese Erkenntnis bereitet. Denn, wie ich mich auch mühe, es bleibt die schmerzvolle Wahrheit, daß ich in der Wirrnis von unzureichenden und nicht vollkommenen Deutungen kein Ende finde. Wir wandeln nur in diesem Schatten, der nie von uns weicht. Auch unsere tiefsten Gedanken und Vorstellungen sind doch in uns abstrahiert worden, sind Definitionen, im letzten Grunde wieder Abweichungen der letzten Wahrheit. Selbst unsere großen, wissenschaftlichen Geseze und Systeme sind und bleiben Symbole für die letzte Wahrheit, die ich doch nur in mir als unverrückbares, undeutbares und ungefaltetes Wesen trage. Sobald ich nur versuche, es in Worte zu fassen, zerrinnt mir die Wahrheit, als wollte ich Wasser mit meinen Fingern schöpfen.

Wenn ich das weiß, daß die letzte Wahrheit doch in mir ist, wird die Erkenntnis von dem Leben als Summe aller Anomalien nicht mehr schmerzvoll. Ich will es drum sagen, daß ich auch am Guten leide wie am Bösen. Das einmal leide ich im Licht, das anderemal in der Finsternis. Das eine Leiden ist ein Glück, das andere Qual. Das Leiden des Tugendhaften ist ruhig und gelassen, er gibt sich ganz seinem innersten Wesen hin, ohne es je gestalten zu können. Und doch schmeckt er die Herrlichkeit trotz des Leidens, das ihm immer Grenzen weist.

Das Leiden aber im Laster muß ein Leiden sein, gepeitscht von der Qual, die Tag und Nacht mit der Peitsche des Gewissens ins Fleisch schlägt. Kommt aber das Ende, so ist die Wage seines unseligen Geschickes wieder ins Gleichgewicht gerückt. Das

Wasser seiner beschmutzten Seele wird wieder klar wie der reinste Tropfen Tau.

Ich sehe den Guten und den Bösen nur wie zwei Bergsteiger, die den gleichen Berg des Lebens zu erkämpfen haben. Der Weg des Guten ist besonnt. Die zerklüfteten Felsen sind aus dem Weg gerückt. Schattende Bäume fächeln Kühlung zu. Langsam und stetig rückt der lichte, schöne Weg in das ewige Blau. Im Grunde genommen lebt der Wanderer von seinem ersten Schritt an im blauen, ewigen Himmelslicht, zu dem er steigen will.

Der andere aber nimmt den Weg von der zerklüfteten, zerfetzten Felsenseite. Er taumelt über Schründe und stürzt in Abgründe, hängt am nackten Felsen, aus den Tiefen gurgeln die Stürme, die Nebel dunkeln über seinen Weg. Wenn er nun endlich den Berg des Lebens zwang, wenn der Tod über ihn den Himmel blaut, fällt er zerschunden, aus tausend Wunden blutend, in die Knie. Frage keiner, wer erlöset sei. Hat nicht der Wanderer auf der Sonnenseite den Lohn schon in seinem Wege? War er nicht immer schon im Himmelslicht? Trug der Mensch, der über die Felsenschluchte stürzte, nicht alle Qual seines Lasters als Strafe? Wer hat ihn auf diesen Weg gestoßen? Ist er nicht wie einer, der freiwillig nach dem Schweinefraß von Unrat giert? Ist er nicht einer, der vom Wahn geblendet, sich nur den Leib mit Träbern stopft und hungert doch an seiner Seele? Soll ich ihn um seiner Qual willen noch bestrafen? Hört ihr nicht das Jesuwort: Welcher unter euch wirft den ersten Stein? Hab' ich nicht in mir eine Stimme, die mich ruft, ihn von dem Unrat hinwegzureißen, ihn zu befreien und ihn zu den köstlichen, reinen Speisen zu führen?

Immer sehe ich, wie auch in dem vertiertesten Menschen noch die Göttlichkeit verkümmert und verstoßen kauert. Es ist so, als stünden zwei Häuser auf einem hohen Berge. Das Haus des Guten und das Haus des Bösen. Gen Westen, wo die Sonne untergeht und glutvoll leuchtend ins Meer des Ewigen tropft, sind beide Häuser ohne Wände. Ungehindert fällt das Sonnenlicht in beide Häuser und erfüllt sie mit trunkenem Gotteslicht. Das Haus des Guten hat tausend Fenster, hell strömt das Licht über den Berg hinab und segnet ein ganzes Tal und unendliche Liebe segnet mit Dank für die Sonne zurück. Das Haus des Bösen aber bleibt finster und verschlossen. Kein Lichtstrahl leuchtet hinab. Das Gotteslicht verkümmert. Kalt und frierend bleibt dieses Haus auf dem Berge.

Drum sei ein Mensch, der sein Haus mit tausend Fenstern baut! Warte nicht auf das, was geschehen wird, du mußt selbst bauen und selbst entscheiden. Es geschieht nicht alles wegen mir. Es tanzen keine Gestirne, es rauschen keine Bäume wegen mir. Ich

muß mich selber ins Leben einfügen, selber den Weg suchen. Wie ich mich selber in das Leben vertiefe, so wird es sich mir weiten. Je mehr ich mich zu dem göttlichen Licht neige, je mehr ich Fenster aus den Wänden meines Hauses breche, je mehr ich über mich hinausgehe, um so mehr bin ich in der Welt, die wir Gottes Welt nennen. Weil ich ja im Tiefsten dasselbe bin, was die Schöpfung im All ist. Deswegen kann ich auch Gott erleben. Ich bin in diesem Erleben mitten im Zentrum der Schöpfung. Sprache eine Buche, so könnte sie nur dasselbe sagen.

Von Ludwig Richters Weltanschauung

Mit Gott habe ich nun den ersten Tag begonnen. Der Allmächtige möge mich leiten nach seiner Weisheit; denn was kann und was ist der Mensch ohne ihn! Mir ist um Mitternacht ein neu Gestirn aufgegangen, es leuchtet und wärmt zum Leben, und ich fange nun erst an zu leben, nämlich im Glauben und in der Wahrheit.

Heiliger Gott, gib mir Kraft, daß ich das Ziel erlange!

Ich habe noch kein Jahr mit diesem Ernst angefangen; es soll auch kräftiger fortgesetzt werden; mit unablässigem Fleiß will ich nach der Wahrheit streben, ernst, gediegen, kräftig.

*

Ein neues Leben möchte ich anfangen, fest im Glauben, tätig in der Liebe, tief in der Kunst, arm und einfach im äußeren Leben. Ewige Feindschaft aller Philisterei, diesem lähmenden Laster, welches in tausend Masken sich zeigt, und alles wahren Geistes Erbfeind ist! Denn welchen der Geist der Wahrheit leitet, der hat nur Großes und Ewiges vor Augen. Nach diesem Maßstabe, im Gefühl eines Erben unsferblicher Güter, betrachtet er auch die kleinen Verhältnisse des Lebens, und gibt ihnen somit nicht mehr Wert, als sie verdienen. Wohl dem, der nicht nötig hat, sich zu schmiegen und zu winden und durch konventionelles Wesen an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. „So Ihr aber Nahrung und Kleidung habt, so laßt Euch genügen.“ Wie vieler Sorgen würden wir entbunden sein, wenn wir nach diesem Spruche lebten. Von Ehren und Würden, von Reichtum und bequemem Leben ist da nicht die Rede, und mehr Sorge als für Nahrung und Kleidung, ist wohl der Leib von Staub nicht wert. Die Zeit benutzen, um den Hauch Gottes in uns zur Flamme zu machen, die auf dem Altar unseres Herzens dem Herrn ein wohlgefällig Opfer ist — das ist unsere Aufgabe.

Rundschau

Das versandete Tief

Von Paul Krehshmar

Die Fischer, deren armselige Hütten am Haff standen, bangten in düsterer Furcht. Szaita, das älteste Weib der nur wenig mehr als zwanzig Hütten zählenden Siedlung, hatte auf den Dünen zum Gott der Wasser gebetet, und der Gott hatte ihr gesagt, daß Unheil im Anzug sei. Nun rannte das Weib von Hütte zu Hütte und beschwor die Fischer, allesamt aufs Haff hinauszurudern und Keiwat, dem großen Gott, Opfer zu streuen. Serpin, der Häuptling, hatte die Männer zusammengerufen und sie befragt. Sie waren sehr nachdenklich gewesen, hatten dann die Neze eingeholt, und viel von dem gärenden Saft der wilden Kirschen getrunken, die drüben überm Haff, wo die Hügel sich wölbten, wieder einmal in Ummengen gereift waren. So war aus dem Ratschlagen ein Gelage geworden, an dem zuletzt auch die Weiber teilnahmen. Als der Abend hereinbrach, lag völlige Windstille über der Frischen Nehrung. Einige von den Fischern stiegen bei Sonnenuntergang noch auf die Höhe der Sanddünen, deren fast strauchlose Kette den schmalen Landstreifen zwischen See und Haff bedeckte und sahen lange auf die baltische See hinaus.

Die weite Wasserfläche lag glitzernd und funkelnd in den Strahlen der untergehenden Sonne. Die Brandung war nicht stärker als gewöhnlich. Am Horizont lag grauer Dunst über der See; aber die Männer achteten dessen nicht, denn derlei war nichts seltenes. Szaita, die Seherin, zu verhöhnen, wagten sie nicht; aber sie verzogen grinsend ihre Gesichter und sprachen von furchtsamen Weibern, die immer wieder einmal die Köpfe der Männer mit Spuk und Zauber rebellisch machen möchten. Dann stiegen sie wieder zu den Hütten am Haff hinab und tranken von dem gärenden Zeug bis tief in die Nacht.

Aber Szaita ließ sich nicht irre machen. Abseits von den Leuten kauerte sie im Schilf, das die Fischerhütten in dichtem, wogendem Walde umgab, und murmelte unablässig Gebete. Manchmal kam Weeske zu ihr, die junge flachshaarige Waise, und sah besorgt in die unstet umherblickenden Augen des Weibes, das in Verzückung war und der Anrede kaum achtete. Die Alte vertrat Mutterstatt an dem Mädchen und liebte es in ihrer Art.

Am folgenden Morgen ging die Ostsee mit starken Wellen, die aus Nordwest gegen die Frische Nehrung antrieben. Ueber Nacht war der Wind umgeschlagen. Er drückte die See mit voller Kraft gegen die Dünenketten. So weit das Auge reichte, lag eine starke Brandung entlang der Nehrung und der Samlandgestade, die bis zum Brüster Ort hinauf deutlich zu erkennen waren. Aber die Fischer lagen noch in ihren Hütten und schliefen ihre Räusche aus. Was sollten sie auch drüben an der See. Boote und Neze waren in

Sicherheit; überdies fischten die meisten von ihnen um diese Jahreszeit in den stilleren Wassern des Haffs.

Der Tag verging in Nichtstun und gelegentlicher Ausschau. Als die Sonne am höchsten stand, verschlangen die blauschwarzen Wolken, die unablässig von See her kamen, das glühende Gestirn. Der Wind war zum Sturm geworden. Donnernd prallte die See gegen die Nehrung. Hier und da hatte sie schon weit in den Strand geleckt, und große Sezen des weißen, scharfkörnigen Sandes losgerissen. In dem Toben der Brandung ging alles unter, was sonst die stille Nehrung belebte: das Kreischen der Möwen und das Geschrei der wilden Gänse, die um diese Zeit über die Dünen zogen. Serpin, der Häuptling, stand auf den Dünen und sah auf die See hinaus. Er dachte zurück an die mancherlei Stürme, deren Toben er von hier aus schon gesehen hatte und an die vielen Boote, die nie zurückgekommen waren. Aber so war es ja doch seit der Väter Zeiten gewesen. Wie oft die See schon erzürnt gewesen. Dann hatte sie sich wieder beruhigt, und es war alles wie vorher. Aber heute kam Szaita zu ihm auf die Düne. Sie hatte den Häuptling hinaufsteigen sehen und stand nun plötzlich wie aus dem wandernden Sande gewachsen neben ihm. „Häuptling, das Meer wird die Hütten ersäufen und uns dazu, wenn wir nicht fortziehen, bevor es kommt!“

Sergin, der Häuptling verzog spöttisch sein zerfurchtes Antlitz. Was kam dem alten Weibe an, Unglück zu krächzen? Tagen nicht die gewaltigen Dünen zwischen der Brandung und den Fischerhütten am Haff? Konnte jemand etwa auf den Gedanken kommen, daß die tosenden Fluten diese Dünen fortschwemmen und ins Haff spülen würden? O, es war eine Narrheit, derlei überhaupt nur zu denken. Er war ganz ruhig, als er zu Szaita sprach: „Geh' in deine Hütte und suche für Weeske einen Mann. Piejo, der fremde Fischer, der zu uns gekommen, ist noch immer allein in seiner Hütte . . .“

Das Weib blieb stumm und überhörte den Spott und den Ratsschlag. Aber es wies mit der Rechten auf die Talfurche, die sich ein Stück weiter gegen Westen zwischen die Wanderdünen schob, etwa dort, wo heute zwischen dem Leuchtturm von Kahlberg und den hohen Dünen, die man „Das Kamel“ nennt, niedrige Sandmassen lagern. Der Häuptling folgte dem zitternden Arme des alten Weibes mit aufmerksamen Blicken. „Das will nichts sagen, Szaita, dies Tal in den Dünen ist schon, so lange unsere Väter sich erinnern konnten.“ Dann wandte er dem Weibe mit unwilliger Bewegung den Rücken und stapfte mit langen Beinen zu den Hütten zurück.

Und wieder kam einer der Abende, wie ihn die preußischen Fischer auf der Nehrung schon so oft erlebt hatten. Der Sturm raste, die Brandung donnerte, daß man sie bis jenseits des Haffes hören konnte. Da kam eine Unruhe in die Hütten. Die Frauen beteten zu den Göttern; die Männer gingen zur heiligen Eiche an der Bucht, unweit der Fischerhütten, und waren froh, daß keiner der ihren draußen auf der See war. Einige machten ihre Boote fertig und fuhren noch am späten Tag zum Fischen aufs Haff hinaus. Der Sturm hatte es aufgeregt; aber es war doch bei weitem weniger gefährlich, als drüben hinter den Dünen die offene See, wo jeder Versuch, ein Boot ins Wasser zu setzen, durch die tosende Brandung vereitelt wurde.

Am Abend loderten zwischen den Hütten die Reissigfeuer auf, die die Fischer anzufachen pflegten, wenn Sturmflut war. Sie sollten die bösen Geister bannen, die mit den Wellen der im tiefsten aufgewühlten Ostsee zur Nehrung kamen. Serpin, der Häuptling, saß vor dem Eingang seiner Hütte und sah bald in die flackernden Feuer, bald zu den Wolken, die mit Windeseile über das Haff hinüber zum Festland trieben. Dann kam Szaita, die Seherin, und mit ihr Weeske, das junge Weib. „Wenn du meinst, Serpin, dann holen wir Piejo, den fremden Fischer, und fragen ihn, ob Weeske in seiner Hütte Platz findet. Der Häuptling nickte nur; er schien nachzudenken, erhob sich dann schwerfällig und verschwand zwischen den Hütten.

Nach einer Weile trat er mit Piejo, dem jungen Fremden, in den Feuerschein vor seiner Hütte. „Piejo, Fremdling vom Samland, willst du Weeske, das blonde Mädchen unseres Stammes, zum Weibe?“ — Der reckenhaft aufgeschlossene Fischer lachte übers ganze Gesicht und trat dicht zu dem Mädchen. „Schon lange wollte ich, daß du in meiner Hütte wohnst.“ Der Häuptling senkte zustimmend den grauhaarigen Kopf, aufs neue in Gedanken versunken. „Da nimm sie, und sei mit deinen starken Armen ihr Schutz und ihr Hort.“ Da reichten sich die beiden jungen Leute ihre Hände und schritten glücklich ins Dunkle hinaus, zu Piejos Hütte, die am weitesten draußen im Schilf stand. Hochzeit im Sturm, derweilen die See ungestüm gegen die Dünen tobte. . . .

Die Feuer waren schon verloschen; stockdunkel lag die Nacht über Wasser und Dünen, als der Mond für wenige Augenblicke durch die Wolken brach. Er sah herab auf das schlafende Fischerdorf und auf die Brandung, die sich jenseits der Dünen schon weit zwischen die Sandberge vorgeschoben hatte. Die See hatte eine Bucht in die Senke vorgetrieben, die sich zwischen den Dünen hindurch zum Haff hinüberwand. Gierig rissen die Fluten der Ostsee ein Stück nach dem andern aus den hochaufgeschichteten Sandmassen. Die wildanstürmende Brandung unterhöhlte an dieser Stelle den niedrigen Dünenzug. Lautlos rutschten die unterwaschenen Sandmassen nach. Immer toller stürzte sich die Flut gegen den unablässig rutschenden und rieselnden Sand. Der Mond war längst wieder hinter den Wolken verschwunden, als die See im Kampf gegen den Dünenzug so weit war, daß gewaltige Wellen sich Eingang in das Dünenthal verschafften.

Nun war kein Halten mehr. Die Brandung drang von Minute zu Minute weiter vor; noch ehe der Morgen graute, schossen die schäumenden Wasser der Ostsee schon in mächtigen Sturzwellen quer über die Nehrung zum Haff hinunter. Zuerst stoßweise, dann in ununterbrochenem Strom, der zusehends breiter und tiefer wurde. Die Nehrung war durchbrochen. Die Fischer aber schliefen noch in ihren Hütten. Bis das Wasser sie gurgelnd umspülte und ein Schrei des Entsetzens durch die Nacht gellte.

Händeringend stand Szaita, die Seherin, vor ihrer Hütte. Ihr Jammergeheul weckte die Leute in den nächsten Hütten. Bevor sie die Größe der Gefahr erkannten, riß die Strömung sie fort, die mit elementarer Kraft aus den Dünen stürzte. Gleich einem rasend gewordenen Tier stürzten sich die Fluten der Ostsee auf alles, was ihnen im Wege war. In Sturmeseile breiteten sie sich aus,

schwemmten die Fischerhütten wie Holzstückchen fort und vermählten sich mit den Wassern des Haffs. Bald war auch dieses weithin in schäumendem Aufruhr. Unaufhörlich stürzten die Wasser der Ostsee aus dem Durchbruch, einem breiten Strome gleich, der zusehends wuchs und eine gewaltige Bresche in die Dünenkette legte. Die Leichen der ertrunkenen Fischer trieben bei Morgengrauen schon gegen die Küste des Festlands, verbreiteten Schrecken unter den Fischern und Jägern, die dort ihre Hütten hatten und gaben Kunde von dem Unerhörten, das sich auf der Nehrung zugetragen hatte.

Zu den wenigen, die sich zu retten vermocht hatten, gehörten Szaita, die Seherin, und das junge Paar. Als die Wasser gurgelnd gegen die Hütten tobten, war Szaita zu Piejos Hütte gerannt und hatte die beiden wortlos ins Schilf gezerzt, wo noch ein paar Boote den Fluten standhielten. Bald schoß das Boot mit der Strömung ins Haff hinaus. Die Ruder zu gebrauchen, war unmöglich. Voller Entsetzen hörten seine Insassen die Schreckensrufe der ertrinkenden Menschen. Dann tanzte das Boot auf den Wellen, planlos und des menschlichen Willens spottend. Erst am folgenden Tage trieb es, seiner Ruder und Segel beraubt, an der jenseitigen Haffküste an Land. Die Leute vom Festland liefen herbei und bestaunten die Geretteten. Szaita redete irre und gestikulierte aufgeregt mit den Armen.

Als das Haff sich beruhigte, segelten die Fischer hinüber zur Nehrung und besahen, was geschehen war. Von den Fischerhütten war keine Spur mehr; wo sie gestanden hatten, stellte ein breiter Strom eine neue Verbindung zur Ostsee her. Die Fischer von Tolkemit fuhrten mit ihren Booten durch das neue Tief zur Ostsee hinaus und beschworen die Götter.

Szaita war nicht zu bewegen, auf die Nehrung zurückzukehren. Auf den Hügeln, die die Ostküste des Haffs begleiten, hauste sie im alten Buchenwald und galt bei den Leuten als eine mächtige Zauberin, die man fürchtete und verehrte. Oft saß sie stundenlang vor ihrer Hütte und sah über die schimmernden Wasser des Haffs hinüber zu der Stelle, wo ihre Heimat gewesen war. Aber sie rief den Segen der Götter auf Piejo und Weeske herab, als die beiden mit anderem jungen Volk ein paar Wochen nach der Katastrophe nach der Nehrung segelten und unweit der Durchbruchsstelle ein neues Dorf bauten, dort, wo das heutige Ostseebad Kahlberg steht.

*

Es war in den siebziger Jahren, als der Leuchtturmwärter von Kahlberg diese alte Ueberlieferung den Badegästen erzählte, die über die Dünen zu ihm hinauf kamen, um von hier aus den berühmten Ausblick über See und Haff zu genießen. Er war der Letzte, der um sie wußte. Das Tief von Kahlberg ist schon in vorgeschichtlicher Zeit wiederholt versandet. Heute hat das Frische Haff nur noch durch das Pillauer Tief einen Ausgang zur Ostsee. Die Dünen der Nehrung werden aufgeforschet. Kaum jemand denkt noch an die Möglichkeit, daß die See noch einmal durchbrechen könnte. Mit der Sorglosigkeit kam das Vergessen der Jahrtausende zurückliegenden Katastrophe.

An einem schönen Juliabend nach dem Weltkriege segelten wir mit dem alten Kahlberger Fischer am Schilfssaum des Haffs entlang.

Der Chor der Frösche sang wie immer sein Abendlied; über die sich sanft kräuselnden Wasser strichen die Möwen. Vom andern Ufer grüßte der Dom von Frauenburg zur Nehrung herüber. Als wir an die Stelle kamen, wo einst der Südausgang des Tiefs gewesen ist, ließen wir das Boot treiben und lauschten der Melodie der Vogelstimmen im Schilf. Keine Spur verriet, daß hier einst ein Fischerdorf gestanden hat. Als wäre es von Ewigkeit her so gewesen, rauschte und raunte es im undurchdringlichen Dickicht des Schilfwaldes. Man hörte die Glocken von Tolkemit und sah, wie die Abendsonne im Dünenfande des Kamelrückens glühte. Hoch über der Nehrung zog ein Schwarm wilder Enten, und als die Sonne hinter den Dünen versunken war, glühte die Laterne des Leuchtturms auf.

Spät abends saßen wir noch bei einem Trank im Walfisch zu Kahlberg. Tiefe Stille lag über der Nehrung; nur wie aus sehr weiter Ferne kam ein dumpfes Brausen, die Brandung der Ostsee. Ein blondes Pärchen schritt unter den alten Linden der Hoffstraße dicht bei uns vorüber. Ihre Augen leuchteten. Aus abgerissenen Worten ihrer Unterhaltung hörte man, daß die beiden ihre Glitterwochen in Kahlberg verlebten. Als ihre jugendlichen Gestalten im Dunkel der Nacht verschwanden, lispelte das Schilf an der Mole; die Rohrdommeln schwächten es, und die Frösche erzählten es sich mit wichtigtuendem Gequak — —: Weeske und Piejo

Das Weiberländchen

Von Herbert Sellke

Man soll nie zwei schöne Dinge miteinander vergleichen oder gar das eine für das andere setzen. Wenn ein Spreewaldgasthof den Namen Venedig trägt, so geschieht beiden dadurch Abbruch, Venedig und dem Spreewald.

Nur weil man sich hier wie dort der Barken bedienen muß, um von Ort zu Ort zu gelangen, etwa dieser Vergleich? Wo bleiben hier die Wunderbauten aus rosenfarbenem Marmor mit dem Arabesken Schmuck von Sansvinos eigener Hand, wo dort die sonnen durchsättigten Erlengehölze mit ihren Mysterien, die von Blatt zu Blatt geflüstert werden?

In Venedig die Trattoria „Zum elegischen Tunfisch“, im Spreewald das Gasthaus „Zur fidelen Amme“ oder „Zum vergnügten Hecht.“ Alles, wo es hingehört.

Eine armselige Zeit, in der wir leben, wo die Eisenbahnlinien den Horizont begrenzen und das stolze Zeichen der Zeitkultur der Radioapparat bedeutet, um sich den musikalischen Kitsch einer Londoner music hall anzuhören, als wenn Dreck nicht Dreck ist und der Bedarf im nächsten Konzertcafé reichlich zu decken wäre!

Man weiß aus der Schule, daß sich zwischen Lübben und Cottbus der Spreewald erstreckt. Es ist auch bekannt, daß schmuck gepuzte Mädchen mit weiten kurzen Röcken und riesigen Flügelhauben in jener Gegend wohnen. Deshalb weiß man dies, weil jedermann eine Spreewälder Amme kennt. Nicht bekannt, vergessen, unbe-

achtet ist, daß dieser Spreewald in seiner natürlichen Abgeschlossenheit mit seinen seltsamen Bewohnern und deren Sitten eine letzte Auswirkung von Urmenschentum, für die norddeutsche Tiefebene das letzte Beispiel von Naturverwobenheit zwischen Mensch und Landschaft darstellt.

Gut, gut, daß dieses Gewirre von Flußläufen und Kanälen, dieses landschaftliche Labyrinth sich selbst durch seine Beschaffenheit in der wirksamsten Weise vor den Fortschritten der Verkehrstechnik schützt. Hier wird man immer auf schmalen, flachen Prähmen fahren müssen, weil kein anderes Fahrzeug so schlank und gleichmäßig über die Wasserfläche schießen kann, so hurtig zu richten und zu wenden ist, und ohne Mühe und Unbequemlichkeit acht bis zehn Menschen befördern lassen kann.

Der Fortschritt hat ja auch hier nicht halt gemacht. Wie fast eine jede Spreewälderin noch eine wundervoll bestickte Haube hat und eine Schürze, deren Stickereien den Hausfleiß langer Winterabende darstellen, so besitzt fast eine jede von ihnen schon ihr Fahrrad. Ein seltsamer Anblick, diese Mädchen, steif gepuht, mit ihrer auf gewaltige Rundungen abgestimmten Gewandung auf diesen eiligen Vehikeln zu erblicken, eine Herde fliegender Pfannkuchen.

Doch Burg, das Hauptdorf des Waldgebietes, hat das Areal von Groß-Berlin, und die Wege winden sich wie die zahllosen Wasserarme. Will man schnell voran, und Zeit haben doch nur die landfremden Müßiggänger, die Sonntags die Gegend überfluten und sich dann auf jenen schlanken Prähmen durch das grüne Wasser-Wald-Märchenreich führen lassen, will man also schnell voran, dann muß man sich auf das Fahrrad schwingen.

An die radelnde Krankenschwester hat man sich doch auch gewöhnt. Und genau wie diese ihrem Berufe trotz des modernen Fahrmittels weissenstreu bleibt, büßt die Spreewälderin dadurch ihre Naturkindlichkeit nicht ein.

Die Berlinerin hat sie sogar die Zigarette zu rauchen gelehrt.

Es gibt vielleicht keine lächerlichere Vorstellung als eine Matrone in langen Männerhosen mit einer Tabakpfeife im Munde. Und dennoch gibt es Himmelsstriche, in denen das eine gewohnte Erscheinung ist. Die alte Volkstracht bewahrt die Spreewälderin davor, sich zu verlieren, auch wenn sie Sonntags auf dem Wendenball eine Zigarette raucht, ein Handtäschchen bei sich führt, ein neues, kompliziert gemischtes Parfüm — es wurde am letzten Markttage aus Cottbus mitgebracht — verströmt.

Die herrlich bunte Tracht macht alles, rettet alles. Ihr müßt wissen, sie steht ja selbst im striktesten Widerspruch zu der Unge suchtheit dieser Natur. Die Menschen hier, so würde man es in der Ordnung finden, müßten wie die Buschklepper anzuschauen sein und nicht gepflegt wie Königinnen. Jedes Spreewaldmädchen aber ist am Sonntag eine Königin.

Das Leben liebt die Gegensätze. Die Königin von England erscheint bei der Eröffnung der Ausstellung in Wembley in einer Robe, die ihre Kammerfrau nicht mehr tragen würde, wenn sie Ausgang hat. Die Spreewälderin schafft sich einen Sonntagsstaat, in dem sich die Königin von England zu aufgedonnert vorkommen würde.

Wie gesagt, Spiele und Spielereien der Natur, schließlich schon ganz natürlich anmutende Erscheinungen. Wo man Einfachheit erwarten würde, ausgeklügelte Formenfreudigkeit, und wo man Hang zu Puß und Schmuck erwartet, gerade das Gegenteil.

O reizende Unnatur einer Spreewälderin. Schnürleib, krauser Rock und Riesenhaube. Tausend kleine Reihenfalten um die Hüften. Wenn da nur nicht das Rokoko sein verspätetes Spukwesen treibt. Die Weiber haben doch einen angeborenen Hang zur Stetigkeit, wie launenhaft und wandelbar sie auch erscheinen mögen. Die Frau ist niemals das, wofür sie gilt.

Und wenn sie durch den Tanzsaal geht, über das Parkett — natürlich Parkett, was denn sonst? auf der Tenne tanzen nur noch die Ratten und Mäuse — wenn sie so geht, dann geht sie nicht, dann schwebt sie, vorausgesetzt, daß sie nicht Jungfrau Uebermut heißt und nach einem scharfen Anlauf über die halbe Saalfläche „schliddert“. Marie Antoinette hat sich in Versailles kaum anders gegeben, das heißt nicht hinsichtlich dieser Tollheitseingebung, sondern was das anmutvolle Schweben anbetrifft.

Was lockt den Fremden, den Spreewald aufzusuchen, und was nimmt ihn gefangen, wenn er da ist?

Der Berliner, dem die Hoch- und Untergrundbahn um den Kopf und unter den Füßen tobt, und der so viel Scheußliches in sein Wesen aufgenommen hat, was nur mit dem eigentlich so kindlich-feinen, märchenhaft-schlichten Namen Spree zu bezeichnen ist, sucht diese Gegend aus jenem Drange zur Gegensätzlichkeit, den ja auch die Natur selber stets bekundet. Einmal möchte jeder wieder Kind sein, wenn es ihm auch mißlingt. Wer die Spree nur dort kennt, wo sie ein Symbol widerwärtigster Weltstadtgräßlichkeit ist, will sie auch da sehen, wo sie so ist wie das Kind, das von der Mutter kommt.

Nichts von all dem Abscheulichen, was durch die Sonntagsausflügler über den Spreewald kommt. Nur an das Seltene, das höchst Aparte eines Spreewaldsonntags denken, wenn die Sonnenhize über den Wiesen brütet und die Mittagsgöttin ihre Gedanken aufhekt, im Erlenhochwald grüne Dämmerung nistet, alles Sonne jauchzt und alles tonlos und trotzdem überwältigend ruft. Dies ist eine eigene Welt, die das Toben der Zeit nicht kümmert!

Was war es doch mit den Lockungen dieses Wald=Wiesen=Wasser=Märchenlandes? Sonderbar, höchst sonderbar, hier wird noch die Frau als die Krone der Schöpfung betrachtet. Und sie hält sich auch selbst dafür. Sie führt kein träges Dasein. Sie schafft und schafft, auf der Wiese beim Heu, in Küche, Haus und Garten, im Stall und auf der Tenne. Sie ist ihre eigene Magd. Dafür ist auch jede Magd eine Herrin. Ein Volksstamm, in dem nicht Herrentum lebt, bringt nicht solche Frauen hervor. Sie sind Persönlichkeiten, jede für sich, die Wendenfrauen, insonderheit, wenn sie Sonntag früh in Burg zur Kirche gehen oder abends auf dem Tanzboden zusammenströmen. Man sehe ihre Tracht. Die Form darf nicht geändert werden. Haube, Mieder, Rock und Schürze, bei der einen wie bei der anderen. Aber Farbe, Material und Ausschmückung — da leben sich reiche Individualitäten aus.

Der Wunsch aufzufallen und das Bestreben, gebiegen zu wirken; hier flimmernde Schmelzenverzierung, dort mühselige Richelieuarbeit

weiß in weiß — das Geschlecht der Weiber ist wie ein Kaleidoskop, in Groß-Europa wie im Wendenländchen.

Es gibt auch Männer im Spreewalde, aber sie haben nichts zu bedeuten. Sie versorgen als Fährleute den Fremdenverkehr, bearbeiten das Land und leben im Schatten der hausigen Weiber-röcke. Nirgends haben die Männer in Deutschland dem anderen Geschlechte gegenüber weniger zu besagen als hier, wo ihnen die wichtige Funktion, dem weitberühmten Ammenländchen die Vorbedingungen seines Ansehens zu schaffen, nur als ein Vorwand ausgelegt wird, bestenfalls als „mildernder Umstand.“ Sie sind nicht stattlich, sie haben keinerlei hervorstechende Manneseigenschaften, die sie ihren Weibern an die Seite stellen würden. Das hat die Spreewaldnatur offenbar nicht haben wollen. Hier haben nur die Weiber etwas vorzustellen. Man muß sie am Sonntagabend sehen, wie sie die Unterhaltung führen, wie in der von Männern angefüllten Schankstube mit einem Schlage, sobald eine solche Riesenhaube im Türrahmen erscheint, nichts weiter mehr vorhanden ist als diese Haube, die sich ausnimmt wie ein Pfau unter Krähen.

Rückkehr zur Natur. Die Gnädige vom Kurfürstendamm machte dies so, daß sie sich ein „stillecktes“ Spreewälderinnenkleid anzog und auf dem Sonntagstanz erschien. Aber sie wurde am Lognon heraus erkannt. Zettah, die von ihr das Zigarettenrauchen abgesehen, die sich aus Cottbus das Modeparfüm mitgebracht hatte und das Krokodilletherhandtäschchen ihrem Tänzer auf die Schulter legte, blieb ein Spreewälder Naturkind trotz und trotz, gutmütig, selbstgefällig, weibbewußt und naiv.

Rückkehr zur Natur. Was ist das und wie macht man das? Rohe Kartoffeln essen und Lattichblätter um die nackten Lenden flechten? In den Spinnstuben zur Winterszeit, wenn keine Fremdenseele mehr den wendischen Boden entweicht, und man von Gehöft zu Gehöft über vereiste Wiesen auf Schlittschuhen eilen kann, spinnen und sticken, während die Burschen Karten spielen? Spinnen und sticken, Gedanken spinnen und sie zu Tüchern verweben, zu Tüchern verweben und diese mit ersonnenen Märchenblumen besticken und diese Tücher über das ganze Wendenländchen breiten, damit es inmitten des übrigen Landes etwas Besonderes sei, macht man es so?

Das hier ist ein Weiberland, und somit darf man nicht mit der Sonde der Logik kommen.

O du berückend naive Unnatur!

Schopenhauer im Lichte Wilhelm Buschs

Von Kopernikulus

Die Philosophen sind die Erzieher des Menschengeschlechts, auch wenn sie, wie es heute meistens der Fall ist, es gar nicht sein wollen. Das Wort Philosophie, wörtlich überseht, heißt „Liebe zur Weisheit“, und die es prägten, verfolgten mit der „Weisheit“ in erster Linie erzieherische Zwecke. Im Laufe der Zeiten wandelte sich dann allerdings der Begriff der Philosophie immer mehr, und heute versteht man, offiziell genommen, unter „Philosophie“, den Versuch

einer objektiven Weltanschauung ohne Rücksicht auf ihre Beziehung zu irgendwelcher Ethik.

Aber jede Weltanschauung, jede Vorstellung, welche die jeweilige Menschheit vom Gesamtbild der Welt als „letzte Erkenntnis“ (man könnte skeptisch sagen: *dernier crie*, denn auch die Philosophie unterliegt der „Mode“) anerkennt, muß notwendigerweise auch die Lebensauffassung beeinflussen und erhält damit erzieherische Bedeutung, sei es im veredelnden oder auch im verderblichen Sinne. Denn Weltanschauung und Lebensauffassung stehen in einer gewissen Wechselwirkung, auf die hier einzugehen der Raum mangelt.

Da nun große Weltanschauungen oder sagen wir einfach die verschiedenen Philosophien jeweils zu Auseinandersetzungen miteinander führen, so dürfte es interessant sein zu betrachten, in welcher Weise zwei in ihren Anschauungen so grundverschiedene Philosophen wie Artur Schopenhauer und Wilhelm Busch (um mich humoristisch auszudrücken) „aneinander gerieten“. Das amüsante Schauspiel öffentlicher Gelehrten dispute ist unserer Zeit ja leider nicht mehr vergönnt.

Also auch Wilhelm Busch und Artur Schopenhauer (was auch kaum möglich gewesen wäre) sind einander nicht als gelehrte Kampfhähne gegenübergestanden, aber der Weise von Mechtshausen hat es dem Weisen von Frankfurt auf andere Art „gegeben“, und man kann sagen, daß er sich damit (auch wenn man beide Größen des Geistes vorbehaltlos anerkennt) ein Verdienst erworben hat.

Denn es dürfte leicht geschehen, daß jemand durch ein eifriges Studium der pessimistischen Schriften Schopenhauers in eine seelische Bekommenheit geriete, ja in schwierigen Lebensumständen umso leichter den Selbstmord (den Eduard v. Hartmann als die letzte Konsequenz dieser Philosophie bezeichnet) als letzten Ausweg wählen könnte. Und für solche, im Banne Schopenhauerscher Philosophie stehenden Gemüter böte nur einer das wahre Gegengift: Wilhelm Busch.

In dem tiefgründigsten seiner Werke, der kleinen bilderlosen Prosaschrift „Eduards Traum“, rückt Busch der Schopenhauerschen Philosophie scharf zu Leibe.

Onkel Eduard, den Busch von seinem höchst allegorischen mystisch-metaphysischen Traum erzählen läßt, besucht in diesem Traum auch Schopenhauer und erzählt uns davon so:

„Zunächst besucht' ich, um endlich mal zu erfahren, was eine Sache ist, abgesehen davon, wie sie uns vorkommt, einen weitberühmten Naturphilosophen, der mir zu diesem Zwecke besonders empfohlen war.“

In diesen, auf Seite 59 des angegebenen Werkes stehenden Worten liegt ja schon eine deutliche Anspielung auf das „Ding an sich“, und man glaubt zuerst, es werde sich um Kant handeln, aber gemeint ist, wie sich aus dem Weiteren ergibt, Schopenhauer.

Der Philosoph, der in sehr origineller Weise beschriebenen, zeigt sich gern bereit, Onkel Eduard alle Fragen zu beantworten, aber ironisch läßt Busch durchblicken, daß Schopenhauer selbst nicht allzu sehr von seiner Lehre überzeugt gewesen sein könne. Denn es heißt dann:

„Obgleich sein Benehmen durchaus ernsthaft erschien, war mir's doch, als müßte sich unter der Haut seines ehrwürdigen Gesichts ein verschmitztes Lächeln verbergen . . .“

Nach Besichtigung von allerlei Merkwürdigkeiten in der Wohnung des Philosophen führt dieser dem Onkel Eduard folgenden Apparat vor:

„Es war ein Fischreiherr, in einer Schale voll Wasser stehend, worin sich ein Aal befand. Der Reiherr bückte sich, erfaßte den Aal, hob ihn in die Höhe, verschluckte ihn und stand dann, gleichsam befriedigt, in Gedanken. Aber bereits im nächsten Augenblick schlüpfte der geschmeidige Fisch wieder hinten heraus . . .“ Und dieses Spiel wiederholte sich nun immer wieder.

„Dies (erklärte der Meister) ist der Kreislauf der Dinge!“

Nun kommt das „Ding an sich“ an die Reihe:

Er nahm ein unscheinbares Gerät vom Schranke. Es war eine kleine Wehmühle. Er blies den Staub ab, hielt sie mir vor und sprach bedeutungsvoll: „Hier, mein Geschätzter, seht Ihr das Ding an sich, das vielberufene, welches vor mir noch niemand erkannt hat.“

Die Wehmühle wird in Bewegung gesetzt, und je stärker sie weht, desto mehr Sinne stellen sich ein: Gefühl, Geschmack, Geruch usw., was sehr belustigend=anschaulich dargestellt ist.

„So ist denn (sprach er erklärend) alles das, was zwischen uns und den Dingen passiert, nichts weiter als eine Bewegung, bald schneller, bald langsamer, in einer Aether= oder Luftschicht, die bald dicker, bald dünner ist.“

„Auch die Gedanken? (fragte ich).“

„Auch sie (erwiderte der Meister). Wir werden gleich sehen.“

Folgt eine ähnliche Mühlen Geschichte.

Dann aber kommt jener wichtige Punkt in Schopenhauers Philosophie, der Lust und Leid betrifft. Schopenhauer erklärt bekanntlich den Schmerz, das Leiden in diesem Leben für das Wesentliche, und die Freude nur für eine Abwesenheit des Schmerzes. Busch ironisiert diese Lehre nun in der Weise, als ob er Schopenhauers Auffassung für subjektiv halte und sagen wolle, daß sich diese Ansicht ganz aus dem Standpunkte ergebe, von dem man diese Frage betrachtet. Ich möchte hier nicht untersuchen, wer von Beiden recht hat.

Onkel Eduard erzählt also weiter:

„Und Lust und Leid des Herzens (forschte ich), sind sie gleichfalls Bewegung?“

„Gewiß (erhielt ich zur Antwort), nur schraubenförmig.“ — Damit nahm er vom Gesimse ein zierliches Gestell, worin horizontal ein Propfenzieher lag, den man vermittelst einer Kurbel in drehende Bewegung setzen konnte. — „Nur zu! (rief ich erwartungsvoll).“ — Er schloß das linke Auge und fixierte mich blinzeln mit dem rechten. — „So geht es noch nicht, (sprach er zögernd). Denn wie ich merke, mein Lieber, ist Eure Konstitution etwas anderes beschaffen, als wie es sonst üblich ist. Darum bitte, zuvörderst hier Platz zu nehmen im Sessel der höheren Empfindsamkeit.“ — Dies war ein ungemein weich gepolsterter Ledersessel! Ich ließ mich darauf nieder. Der Meister näherte sich mit der Schraube, und fing an vorwärts zu drehen. Ein unsagbar peinliches Gefühl durchbohrte mein innerstes Wesen. Ich hätte laut aufschreien mögen. Es war, als wäre meine alte Großtante gestorben. — „Der Schmerz ist positiv, (sprach der Meister gelassen).“ — Und nun drehte er rückwärts. Der Schmerz

ließ nach. Es durchströmte mich wie ein großes unerwartetes Glück. Es war, als hätte mir die Selige eine halbe Million vermacht. — „Die Freude ist negativ! (erklärte der Meister, indem er die Seelenschraube wieder an ihren Platz legte).“ —

Zum Schluß wird noch der Fall „Ethik“ erledigt, wobei es den Anschein hat, als seien dem Meister Busch die beiden Schriften Schopenhauers „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens“ und „Ueber das Fundament der Moral“, die er unter dem Titel „Die beiden Grundprobleme der Ethik“ zusammenfaßte, besonders schwer verständlich vorgekommen, was man eigentlich, wenn man sie im Rahmen seines Hauptwerks liest, nicht sagen kann. Aber vor allem stießen die verschiedenen Weltanschauungen hier aufeinander, und da gab's eben Funken. Busch wird scharf. Es heißt da so:

„Wie (fragte ich) steht es mit der Ethik? Was muß der Mensch tun, daß es ihm schließlich und ein für allemal gut geht?“ — Ohne sich zu besinnen, öffnete der Weise eine Schublade, nahm eine Flöte heraus, schraubte sie auf seine Nase, kniff den Mund zu, blies die Backen auf und fing an zu fingern und zu trillern und zu quiquilieren wie ein gut geschulter Kanarienvogel, der auf einer Geflügelausstellung den ersten Preis gekriegt hat. Als er hiermit aufgehört, fragte er kurz: „Verstanden? Ueberzeugt?“ — „Nicht so ganz, (gab ich verlegen zur Antwort).“ —

Und nun macht Busch sich lustig über Schopenhauers Unduldsamkeit seinen Gegnern gegenüber, wie er sich zu anfang über Schopenhauers häufige Wiederholungen lustig macht, indem er sagt, daß drei Papageien in dem Zimmer saßen, die jedes Wort des Meisters wiederholten. Da Onkel Eduard den Philosophen nicht sofort verstanden hatte, ... „begann dieser aufs neue, indem er abwechselnd sang und flötete, und dabei den Kopf gar gefällig von einer Seite zur anderen wiegte:

Wer nicht auf gute Gründe hört
tribelbi!

Dem werde einfach zugekehrt
tribelbi!

Die Seite, welche wir benutzen,
um drauf zu liegen oder sitzen
tribellst!

Hiermit brach er kurz ab, legte die Flöte beiseite, drehte sich um, wickelte sich stramm in seinen Schlafrock, nahm eine gebückte Stellung ein, krächte wie ein alter Cochinchinagockel und verschwand im Hinterstübchen. Die Papageien krächten gleichfalls ...“ usw.

Damit hat Busch denn zum Schluß Schopenhauers Eitelkeit verspöttelt und angedeutet, daß Schopenhauer, so sehr er gegen „argumenta ad hominem“ protestierte, seinerseits solche keineswegs scheute. So z. B. seinem großen Gegner Hegel gegenüber. Denn man mag sich zu Hegels Philosophie stellen, wie man will, damit daß man ihm eine „Bierwirtsphysiognomie“ andichtet, kann man ihn nicht abtun.

Wer in Schopenhauers Schriften zu Hause ist, wird auf den hier erwähnten Blättern von „Eduards Traum“ noch mehr erquickliche

Anspielungen auf Schopenhauers Persönlichkeit und seine Lehre finden, aber deswegen wird die Größe dieses genialen Denkers dadurch nicht beeinträchtigt. Natürlich hat auch er nicht „Endgültiges“ gebracht, zumal da auch er, so sehr er es zu verstecken bemüht (vielleicht hat Nietzsche ihn deswegen einen „alten Falschmünzer“ genannt), von einem Postulat ausgeht. Die Wahrheit ist wohl unwandelbar, aber wir kennen sie nicht, wir kennen nur ihre Silhouette oder ihr jeweiliges Kostüm, wie schon Plato der Erkenntnis Kants und Schopenhauers in seiner Schattenphilosophie bildhaft-dichterischen Ausdruck gab.

Auch ihm, dem Sokrateschüler, begegnen wir in „Eduards Traum“, und noch anderen großen Geistern und Weltanschauungen, kurz beleuchtet von einem über den Dingen stehenden Humor.

Theater als Gemeinschaftskunst

Von Heinrich Leis

So augenfällig, daß sie selbst einem oberflächlichen Betrachter ohne weiteres einleuchten, sind die Unterschiede, die das Gesamtbild der Schauspielkunst von Art und Wesen jedes anderen Kunstschaffens abgrenzen. Bleibt für den Künstler, gleichviel ob er Worte, Farben, Töne bindet zu einem Gewebe vielfältig bunten, vertieften und verinnerlichten Lebens, erste Voraussetzung immer die Echtheit und Stärke der Empfindung, das Sich-Verensenken, ganz sich Einstellen auf Sinn und Bedeutung der in seiner Erlebnismwelt erfüllten, aus seiner Schöpferkraft Gestalt nehmenden Idee: Dem Schauspieler ist — gemäß den Bedingnissen seiner Kunst — wesentlicher als die Empfindung selbst ihr Ausdruck. Eine alte Erfahrung lehrt, daß der Darsteller gerade dann wohl am stärksten und überzeugendsten wirken mag, wenn er bereits über jenem Gefühl steht, das er den Zuschauern zu suggerieren unternimmt. Der Grund dieser scheinbar paradoxen Feststellung liegt einmal in dem Wesen der Schauspielkunst als einer Reproduktion. Andererseits aber fordert die Optik der Bühne Vergrößerung allen Ausdrucks, aller Bewegung. So kann es (auch im Gefühlsmäßigen) einen Grad von Echtheit geben, der eben durch seine naturgetreue Deutlichkeit unecht erscheinen muß. Die Besonderheiten der Schauspielkunst greifen weiter. Sie ist (eben als reproduzierend) gegenüber aller anderen frei und selbstherrlich waltenden Kunst des Malers, Dichters, Tonsetzers vielfältig gebunden: an das Wort, an Stil und Sinn des darzustellenden Werkes, an den Bühnenraum, und jeder einzelne Agierende ist wieder von seinen Partnern abhängig. Erst das Zusammenspiel ermöglicht geschlossene und gesammelte Wirkung. Endlich das Seltsamste, über die Gewohnheit des alltäglichen Geschäftstheaters fast vergessen: Die Gebundenheit des Mimen auch an die Zeit, die für alle übrige Kunst unerträgliche Forderung einer Produktivität nach dem Willen des zufälligen Augenblicks: Das Stichwort bedeutet für den Schauspieler Einsetzen seiner Kunst, weist ihm seine Stelle und seine Wirkung zu in der großen Zusammengehörigkeit aller am Werk tätigen Kräfte.

Diese uns selbstverständlich gewordenen, im Grunde doch fremdlichen Sonderheiten der Schauspielkunst werden in ihrem

Sinn erfasst, in ihrem Wesen aufgehehlt durch eine weitere und wesentliche Eigenart: Der echte Schauspieler, dem mimische Begabung ererbt und angeboren, kann erst sein Bestes geben, die Möglichkeiten seiner Rolle zutiefst erschöpfen, wenn er vor dem Publikum spielt; alle Probenarbeit ist ihm nur Vorbereitung, und seine schöpferische Tätigkeit ist mit der letzten Probe durchaus nicht abgeschlossen. Er braucht den Zuschauer, um das eigentliche schauspielerische Mysterium in sich zu vollenden, das Wunder der Selbstverwandlung, das, Grundlage aller dramatischen Wirkung, in der Maske des Spiels den täuschenden Schein wahren Lebens erweckt. Im Publikum findet der Schauspieler die Resonanz, den letzten Schwung; erst die Gegenwart der unzähligen Herzen und Hirne, in die er seine Kunst wirft als zündenden Funken, schafft ihm den Anreiz größter Kraftentfaltung und den eigenen Glauben mitreisender, fortflammernder Gestaltung. Hier ist der Kernpunkt: Wenn alle übrige Kunst in ihrer Eigenwilligkeit, ihren unberechenbaren Launen Individuation und Vereinsamung bringt, die Schauspielkunst im Gegenteil schöpft ihre Kraft gerade aus der Zusammengehörigkeit, aus dem starken und durchdringenden Gefühl der Gemeinschaft.

Dieses Wesen einer Gemeinschaftskunst erklärt und begründet alle Sonderheiten, es zeigt auch die Wege, die Möglichkeiten und Notwendigkeiten für die Entwicklung des Theaters. Ensemblespiel — das wissen wir bereits und pflegen es gebieterisch zu fordern — wird möglich nur durch ein inneres Zusammenstimmen, aufeinander Abgestimmtsein aller Agierenden; was aber vergessen wurde als notwendig, ein Ensemblespiel im höchsten Sinn zu erreichen, ist das Mitspielen auch der Zuschauer. Wenn das Theater nur Unterhaltungsgelegenheit, Gewohnheit einer Mode, der wird dem eigentlichen Wesen der Schauspielkunst immer fremd gegenüberstehen, ihre tiefsten und herrlichsten Wunder nie in sich erfüllen. Seinem Ursprung nach ist ja das Schauspiel ein Fest aller für alle und mit allen. Die Verbundenheit eines Volkes zu einem Ganzen des Geistes und des Herzens hat die monumentale Größe des klassischen griechischen Dramas schaffen können. Wir sehen ähnliches im japanischen Theater sich wiederholen, wenn die Masken, die auf der Bühne ihr buntes Spiel treiben, wieder in die Reihen der Zuschauer zurücktreten, aus denen sie hervorgekommen. Diese hier äußerlich angedeutete Brücke zwischen Bühne und Zuschauerraum ist seelisch notwendig, um die Schauspielkunst ihrer letzten Erfüllung zuzuführen. Wie es einstmals Kult und Gottesdienst gewesen, muß das Theater wieder Angelegenheit des ganzen Volkes werden. Wenn in seiner Weise ein jeder teilnehmend am Spiel — ob Mitwirkender oder Zuschauer — dann erst wird die Weihe gemeinsamen Erlebens den wahren Sinn des Theaters wiederentdecken, das Wesen des Schauspiels als eines Festspiels der Nation. Für den Theaterleiter ist die Erziehung des Publikums keine geringere noch fernerliegende Aufgabe als die Erziehung der Darsteller zu einer geschlossenen, innerlich sich ergänzenden Gemeinschaft. Um den Menschen ganz zu ergreifen, zu erheben und zu erschüttern, bedarf es der Mitwirkung aller. Die ursprüngliche Bedeutung des Theaters als Wesen der Gemeinschaft in seelischem Zusammenklingen, muß wieder Erlebnis werden, um zumal einem kranken Volk wie dem unseren die Kraftquellen völkischer Verbundenheit neu aufspringen

zu lassen: durch Befreiung von der Vereinsamung im Ich, wenn die Vielheit der Herzen, ergriffen von Größe und Gewalt der Schicksale, zu gleichem Schlag geeint, das ewige Geheimnis der Weltzusammengehörigkeit in sich erwachen fühlt..

Der Dichter Heinrich Leis

Ein Romantiker in der Jetztzeit

Von Wolfgang Rauch

Der Erfolg seiner Komödie „Der König und der Narr“ hat den Namen des Dramatikers Heinrich Leis in weite Kreise getragen, nachdem der feinsinnige Novellist schon längst dem großen Publikum bekannt geworden ist; als gern gelesener Mitarbeiter fast aller großen Tageszeitungen hat er seinen Ruf begründet. Symbolisch klingt der Titel seines neuen Bühnenwerkes, romantisch. Symbolisch und romantisch klingen fast alle Titel der Werke des rheinischen Poeten, — sie sind es fast alle im großen und ganzen dem Inhalt nach — und er selbst bekennt sich denn auch ganz bewußt zur Romantik. Er will Romantiker sein. Nicht als ob hier und da kräftige Ansätze ins Realistische, ins Naturalistische fehlten, erweitert sich doch gerade die romantische Komödie „Der König und der Narr“ zum realistischen Symbol für die Jetztzeit, aber das Charakteristikum seines dichterischen Schaffens, die Art und Weise der Offenbarung seiner Weltanschauung, der Geist, der in seinen Schriften atmet — dies alles läßt die vielen Gemeinsamkeiten erkennen, die Leis mit jenem großen Kreis der Künstler zu eigen sind, die die Literaturgeschichte unter dem Sammelnamen der Romantik klassifiziert. Aber von der Moderne, die im Grunde der seelischen Verfassung jener Zeit gerade entgegengesetzt ist, hat Leis doch manches abbekommen, Gutes möchte man sagen. Ein mehr oder weniger leichtes Schwärmen liegt ihm nicht, wo er sich besinnt, da geht er ins Tiefe. Der Träumer, der vom Alltag so wenig wissen will, erwacht doch manchmal zu nüchterner Scharfsichtigkeit; er löst sich vom Traum und bekennt sich zur Wirklichkeit. Er sucht sie mutig zu erfassen. So, als er in seinem erstgenannten Werk das alte Thema vom Werden eines wahrhaften Menschen, eines Großen, eines Herrschers, zielbewußt ins Politische umbiegt (denn es steckt auch etwas vom nüchternen Praktiker im Dichter, genau so wie manche in ihm einen geistlichen Dichter, doch ohne aufdringliche Einseitigkeit, sehen wollen.) In dieser Komödie sind Romantiker und Tatmensch als Typen gegeneinander gestellt. Der König in seiner Menschheitssehnsucht hat die Berufung des Herrschertums noch nicht erfüllt; der Narr als kluger Praktiker wird Führer auf seinem Weg, er lehrt den Träumer die Notwendigkeiten des Lebens erkennen. Durch die Weltklugheit des Narren wächst der König zur Kraft der Herrschaft, die Vereinigung von Romantiker und Rationalist ergibt (über die spezielle Bedeutung der Komödie hinaus) den Typ des neuen, vollkommenen und lebensstarken Menschen. Der ernsthafte Sinn der Komödie bedeutet, daß ein jeder Mensch des Ernstes seiner Pflicht bewußt werden, aber doch sein Bestes im Zwang von Beruf und Alltag nicht verlieren soll, die freie Seele.

Die freie Seele, die auf Erden nicht beheimatet ist, die sich dessen immer wieder bewußt wird:

„... und aus verweh'tem, seelentiefern Rlingen
rührt mich ein Ahnen, nimmer wird gelingen,
Erfüllung einer Sehnsucht zu erzwingen,
die mich dahintreibt, ewig heimatlos.“

heißt es in einem der zuletzt entstandenen, reifen Gedichte des Dichters. Und dieses Gefühl der Heimatlosigkeit soll man nicht scheitern. Gerade der bodenständige, tief im Volkstum verankerte Deutsche, der gesund national empfindende, offenbart es immer wieder. Ueber seine einmalige Erscheinung als Bürger eines ihm innerlich verwobenen Landes, in dem überall ein Hauch romantischen Wesens zu spüren ist, strebt er hinaus nach dem Land der Seele, der Heimat alles Geistigen. So wird er zum „Wanderer ins All“, wie das neueste, eben vollendete dramatische Werk von Heinrich Leis betitelt ist; darin er Not und Irrsuchen eines Menschen gestaltet, der in der irdischen Heimat an seinem Wesen schuldig geworden, durch Leid und Schicksalserfüllung zur Erlösung reift.

„Besuch am Abend“ hießen seine ersten Prosadichtungen, realistisch gestaltet, doch mit romantischem Einschlag; ein besonderes Interesse des Dichters gilt den Abseitigen des Lebens; oft sind es nur kleine, geringe Schicksale, die Gestalt nehmen, aber von starker Empfindung belebt. Der Gedichtband „Wunder Welt“ ist noch stark von Kriegserlebnissen beeinflusst; der Dichter ringt hier um eigene Form, es zeigen sich Anklänge an zeitgemäße Lyrik, über seine Vorbilder hinweg strebt der Dichter zu persönlicher Eigenart.

Ein Schritt auf diesem Wege vorwärts ist der Roman „Opfergang der Liebe“; die Tragödie eines Idealisten, der an der Notzeit seines Volkes zerbricht; Revolutionshintergrund, eindringliche Schilderung von inneren Kämpfen und Erschütterungen der letzten vergangenen Jahre. Das Zeitliche stark betont, hier noch nicht zum Symbolisch-Menschlichen gesteigert. Eine klarere Gestaltung des ähnlichen Motivs findet sich im ersten Bühnenwerk „Der ewige Weg“. Es ist eine Neubelebung des alten Totentanzspieles, der Weg des ringenden Menschen durch die Niederungen des Lebens bis zum Gipfel der Erlösung. Liebe überwindet den Tod; dieser, neben seiner sinnlichen Bedeutung zugleich metaphysisch gedacht als geistiger, seelischer Tod, ist Herr nur über den in Außenlichkeit des Lebens Erstarrten; seine Macht zerschellt an der Vollendung einer neuen Menschlichkeit.

Schon ist auch auf den beiden Schaffensgebieten von Lyrik und Prosa der Dichter weiter fortgeschritten. Bei Franz Borgmeyer in Hildesheim erschien dieser Tage ein Novellenband: „Zwischen Traum und Tag.“ Hier wird die romantische Grundstimmung noch deutlicher; es sind zum Teil Novellen phantastischer Art, in alle spielt eine seltsame Verquickung von Traum und Wachen hinein. Gegenwart vermischt sich mit Vergangenheit. Aus alten Bildern belebt sich (in „Der Traum“) eine längstverschollene Tragödie der Eifersucht, dem Maler „Nikolaus Lämmelin“ bringt ein geheimnisvolles Erlebnis die Erfüllung eines phantastischen Liebestraumes. Dem

lebensfrohen Wanderer tritt im Dämmer zwischen Traum und Tag das Leid nahe („Der Jüngling und der Fremde“), im Traum seiner Liebe wird „Der kleine Page“ Schützer und Rächer seiner Herrin. Eine „Lebenslüge“ trägt der Maler Arnim mit falschem Namen und falschem Ruhm, bis in Erkenntnis bitterer Wahrheit sein Leben zerbricht; geheime Beziehungen zwischen Blutsverwandten, die dunklen Mächte von Ahnen und Wünschen, gestaltet die Novelle: „Die Schwestern.“

Auch eine Gedichtsammlung: „Stunden der Seele“ trägt neben gedanklicher Eigenart starke romantische Werte. Aus „Dämmer und Traum“ sind viele der Verse geboren; es klingt in ihnen von der nahen Vereinigung des hellen Bewußtseins und des dunkel Geahnten, triebhaft Unbewußten. Ein Kapitel „Landschaft und Wanderung“ bringt Stimmungen von Land und Meer, Wald und Weite, von wechselnden Zeiten des Jahres in eingeprägter Bildhaftigkeit: „Gestalten und Gedichte“ ziehen herauf („Der Bettler“, „Wotansritt“, von balladenhaftem Einschlag); der Mensch gewinnt Erfüllung seines Schicksals („Bekenntnis“, „Zwang der Zeit“), das Leben selbst wandert durch die Straßen der Großstadt („Schritte“).

Mitten in vollster Schaffenskraft steht der Dichter, ein stiller, bescheidener Mann, Anfang der dreißiger Jahre. In der Stille arbeitet er, fern vom Getriebe des lauten Tages lebt er, damit sein Geist umso klarer den Flug in die Weite, in die Höhe nehme. Was ist der Mensch, hätte er nicht Wunderkräfte in seiner Seele:

„... Ein Staubkorn nur nach irdischem Begreifen,
ein weniger als Nichts nach Weltenmaß,
in Nichts zerstäubt — der doch die Kraft besaß,
mit seiner Träume erdentsbundenem Schweissen
den Mantel der Unendlichkeit zu streifen.“

Heinrich Ilgenstein

Von Paul Wittko

Heinrich Ilgenstein, der scharfzüngige und schneidige Publizist und gewandte Bühnenschriftsteller, beging am 3. Juni 1925 seinen 50. Geburtstag. Er stammt aus Memel, bis 1918 dem vorgeschobenen nördlichsten deutschen Bollwerk gegen das Slaventum, ist also, den Letzten zum Trotz, Ostpreuße. Sohn eines Kaufmanns, besuchte er das Memeler Gymnasium. Der frühe Tod des Vaters versetzte die Familie in Erschütterung und Bestürzung. Sie sah sich unerwarteterweise völlig verarmt. Die Mutter siedelte mit den Töchtern nach Berlin über, wo sie sich besser durchzusetzen hoffte als in der engen Heimat. Heinrich wußte für sich und die Seinen mannigfachen Erwerb zu verschaffen, ohne seine wissenschaftliche Weiterbildung zu vernachlässigen. Er bestand als Extraneus das Maturum und studierte in Berlin neuere Sprachen und Literaturen. In Tübingen promovierte er 1901 zum Dr. phil. und widmete sich dann der Tages-schriftstellerei. Seine ersten größeren schriftstellerischen Versuche, literargeschichtliche und literarkritische Abhandlungen und um dichterische Wirkung bemühte Dramen, fanden nur geringe Beachtung,

um so größere aber seine politischen Streitschriften („Deutsches Volk, wahre deine heiligsten Güter“ und „Der Preußenspiegel“). 1906 begründete er mit dem bekannten Bremer Sozialethiker Pastor Albert Kalkhoff „Das Blaubuch, eine Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst.“ Kalkhoff starb jedoch noch in demselben Jahre und an seine Stelle trat als Mitherausgeber Hermann Kienzl. Ilgenstein braute manches heiße und reizende satirische Tränklein darin und bekämpfte, parteipolitisch ungebunden, mit rücksichtsloser Bissigkeit und manchmal persönlich verlegendem Spott die polizeistaatliche Volksbevormundung, die zopfige preußische Geheimratsmaschinerie, das verknöcherte Staatshämorrhoidariat. Am grünen Tisch sah man daher „Das Blaubuch“ nebst seinem borstigen und kantigen politischen Herausgeber recht mißgünstig, ja ingrimmig an und verwünschte ihn zu allen Teufeln. Ilgenstein sah sich fortwährend in zermürbende Preßprozesse verwickelt. Nur ein fünf- oder sechsjähriges Lebensalter war seinem „Blaubuch“ beschieden. Jetzt ist er Herausgeber der „Gegenwart“.

Am meisten bekannt wurde Ilgenstein mit seinen heiteren Bühnenstücken, in denen er zunächst mit reichlich übertreibender, grossender Bosheit von seinen unliebsamen Erlebnissen mit Gerichten und sonstigen Behörden sich zu befreien trachtete. Die Behörden rächten sich dadurch, daß sie die lustigen Stücke „wegen Staatsgefährdung“ lange in Untersuchungshaft hielten, was natürlich nach ihrer Freilassung als sehr geschätzte Reklame wirkte, auch während der Zensurhaft jenseits der schwarz-weißen Pfähle, in Nord- und Süddeutschland und Oesterreich deren Verbreitung wesentlich beschleunigte und vergrößerte. „Fiat justitia“, mit Lothar Schmidt verfaßt, war eine satirische Schnurre, die, um sie vom Zensurverbot zu lösen, Ilgenstein fern im Süd im südeligen Serbien vom Allzumenschlichen aus dem Gebiete der Rechtspflege handeln ließ. Die Pointe darin war fast eine politische Tat durch die sinnfällige Nachweisung der theoretischen Ohnmacht des Reichsgerichts in bezug auf die Tatfrage in Strafprozessen. Ein Todesurteil ist gefällt worden gegen einen von zwei Gerichten überführten Mörder. Das Urteil wird vom obersten Gerichtshof bestätigt, und Präsident und Generalprokurator erklären feierlich, das Gesetz auch gegen das erwiesene Recht schützen zu wollen, obwohl ein immerhin nicht ganz unwichtiger Zeuge, nämlich der Ermordete selbst, wangenfrisch und quietschfidel vor dem Tribunal seinen Krazfuß macht. Der Gute erzielt für seine aufdringliche Person nichts als eine Ungebührstrafe. Da es von spitzen Wortpfeilen in dieser „Kriminalgroteske“ prasselt wie in einem sowjetistischen Witzblatt, blieb ein beträchtlicher Bühnenerfolg allenthalben zwischen Memelstrom und Donau nicht aus. In dem Lustspiele „Europa lacht“ nutzte Ilgenstein die köstliche Affäre des nach Hans Sachs berühmtesten deutschen Schusters, der aus der nächsten Nachbarstadt seines Vaterstädtchens, aus Tilsit, stammte, sich zum Hauptmann von Köpenick machte und so Europa zum Lachen brachte, über magistratliches Ersterben vor der Majestät des bunten Rocks. Ein simpler Bürgersmann gibt sich einen Tag lang in seiner Heimat, dem kleinsten Königreich der Welt, als dessen Monarchen aus und macht diesen in weitesten Kreisen unbeliebt gewesenem, durch seltsame Schweigsamkeit sich auszeichnenden Kronenträger unerhört populär durch feinironische Großmut gegen-

über einer mehr oder minder mannhaft zitternden Opposition. Ilgenstein bemüht sich hier, die Politiker lachen zu lehren über ihre aus der Maßen späßhafte Ernsthaftigkeit. „Kammermusik“ war eine lustige und nicht ungraziöse Satire auf Tenorverhimmelung, Sittlichkeitsgetue und senile Weibcheninstinkte unter gelegentlichem Aufklappen sozialkritischer Momente vor unsern lieben Augen.

Ilgensteins sprachliche Sorgfalt und Zugespiztheit wuchs von Werk zu Werk. „Liebfrauenmilch“, sein neuestes Stückchen, ist ihm formal wohl am besten gelungen, im übrigen aber reichlich anspruchslos. Und doch hinterließ schon der Roman „Die beiden Hartungs“ das Gefühl, daß Ilgenstein das Zeug zum Satiriker größeren Formats besitzt. Vielleicht findet er sich aus der Unrast literarischer Tagelöhnerlei noch zu höherer, heiliger Schaffensfreude und Schaffenskraft.

Das deutsche Theater im oberschlesischen Grenzland

Von A. Hellmann

Machen wir uns nichts vor: Es steht nun einmal fest, daß in Oberschlesien bei der sozialen Schichtung der Bevölkerung und dem überwiegend industriellen Charakter der Städte die Nachfrage nach dem Theater keine wilde und durchaus ernstgerichtete ist. Gerade deshalb muß das erste Gebot jedes oberschlesischen Theaterleiters lauten: Dem Publikum das Gleichgewicht des täglichen Etats abtrotzen und trotzdem eine Mission erfüllen! Eine Mission, die umso schwerer wiegt, als ihr hier in der umlauerten Ecke auch eine besonders große nationale Bedeutung zufällt.

Im vorigen Jahre versah das „Dreistädte-theater“, ein kommunales Theatertrupp-Gebilde, Thaliens Dienst am oberschlesischen Volke; es umfaßte die Städte Gleiwitz, Beuthen und Hindenburg. An eigener Geschäftsborniertheit ist dieses Erzeugnis einer überhitzten Kulturwut elend zusammengekracht. Auf den Trümmern dieses „Dreistädte-theaters“ sind nun in diesem Jahre nach schweißwütigstem Gefeilsche in den Stadtparlamenten des Industriebezirks, und nach einer heißumkämpften Zuschußgeste der Berliner Regierung die „Vereinigten städtischen Bühnen“ erstanden. Sie greifen weit über die neue Landesgrenze hinaus und tragen ihre Gastspiele auch in die polnisch-oberschlesischen Städte Kattowitz, Königshütte und Tarnowitz hinein.

In Kattowitz, der ehemaligen deutschgeistigen Metropole Oberschlesiens, hat die polnische Regierung das mit deutschem Gelde und deutscher Gesinnung gebaute, prächtige Theaterhaus den deutschen Gästen nur unter der Bedingung gleichvieler polnischer Gastspiele im deutschen Oberschlesien eingeräumt. Und wir . . . wir akzeptierten um der tausende Brüder willen, die drüben jede deutschkulturelle Regung herzlich begrüßen.

Der Posten des Intendanten für dieses hochbedeutende Theaterunternehmen hatte manchen klangvollen Namen zur Wahlsschlacht gelockt. Die Wahl fiel auf Eugen Felber, einen Deutschösterreicher, der zuletzt drei Jahre lang Oberspielleiter am Nationaltheater in Mannheim war. Als Dramaturgen brachte Felber den

durch sein Schauspiel „Fahrt nach der Südsee“ bekannten Dramatiker Bernhard Blume mit. Operndirektor ist James Vandsburger, Opernspielleiter der Russe Michael von Blinski, Schauspielleiter Hans v. Zedlich.

Der Spielzeitsaufakt brachte an einem Abend drei Aufführungen: Verdi's „Aida“, Grillparzers „Traum ein Leben“ und die Strauss-Operette „Riquette“. Drei Aufführungen, deren künstlerisches Format ein großes Versprechen für die Zukunft abgab. Der weitere Spielplan tastete vorsichtig das Publikumsinteresse ab. Nikolais „Eustigen Weiber von Windsor“, Verdis „Rigoletto“, Tschadow's „Bär“, Januschkewitschs „Sonkin und der Haupttreffer“, Halbes „Strom“ und die Operetten „Eva“ und „Gräfin Mariša“ haben bisher eine Resonanz gefunden, die ein Wiederaufleben der Freude am Theater in der umwetterten Südostecke Deutschlands endlich erhoffen läßt.

Uraufführungspläne des Stadttheaters Bamberg

Das Stadttheater in Bamberg begann nach der ruhmreichen Ära Wilcken Mitte September unter der Direktion von Hans Giala als Pachttheater die neue Spielzeit. Als Mitdirektor ist Kapellmeister Paul Heller eingetreten, der viele Jahre am Neuen Operettentheater in Frankfurt a. M. tätig war. Es sind zwei Uraufführungen im Schauspiel in Aussicht genommen und zwar „Wendekreis“ von Bernhard Dieboldt, dem Schauspielkritiker der „Frankfurter Zeitung“, und „Gott Gaura“ von Cruwell. Die Oper, die mit Kienzls „Evangelimann“ eröffnet wird, soll zum 150. Geburtstag E. T. A. Hoffmanns, der am 24. Januar 1926 zu feiern ist, eine Aufführung seiner „Undine“ veranstalten. Die preußische Staatsbibliothek hat sich bereit erklärt, das Material zur Verfügung zu stellen. Im Oktober hat die Operette den 100. Geburtstag von Johann Strauß mit einer „Johann-Strauß-Woche“ gefeiert, für die die „Fledermaus“, in Korngolds Bearbeitung, „Eine Nacht in Venedig“ und „Der lustige Krieg“ vorgesehen waren.

Die 5. Deutschkundliche Woche in Danzig

Von Dr. Strunk

Die 5. Deutschkundliche Woche, veranstaltet vom Deutschen Heimatbunde Danzig und gewidmet dem Gedanken: Mensch und Natur im Weichselland, ist zu Ende. Es steht mir als Mitveranstaltenden nicht an, ein Urteil über ihr Gelingen zu fällen, aber ein kurzer Bericht wird vielen willkommen sein.

Die Woche ist unter der Leitung von Studienrat E. Klinkott programmäßig verlaufen, nur mußte der Vortrag Professor Lakowik's „Das Verhältnis der Westpreußen zum Meere und zur Küste“, wegen Behinderung des Redners ausfallen. Der Besuch der Veranstaltung war sehr gut und verhältnismäßig gleichmäßig auf die einzelnen Vorträge verteilt, nur am Ende ließ er ein wenig nach.

Die Gesamtzahl der Besucher ist nach dem Verkauf der Karten voraussichtlich auf 2100 Personen geschätzt, die große Mehrzahl von ihnen war aus der Stadt Danzig, ein nicht unwesentlicher Teil jedoch auch aus dem übrigen Freistaatsgebiet, aus Pommerellen und Posen, sowie aus den benachbarten preußischen Provinzen.

Die Besucher, sowie die deutsche Presse äußerten sich durchweg dahin, daß das Programm vorzüglich gewesen wäre, die Vorträge, Führungen und Ausstellungen gut gelungen seien, und daß der Besuch über Erwarten gut gewesen sei. Einige polnische Presseorgane äußerten sich hämisch und abfällig über diese Kulturleistung, im allgemeinen aber wird sie jetzt auch von polnischer Seite nicht mehr rein politisch kritisiert.

Die Lebensfähigkeit der Deutschkundlichen Wochen ist nunmehr auch für den größten Zweifler erwiesen, es darf sogar mit einer weiteren Steigerung des Besuchs gerechnet werden. Mit frischem Mute gehen darum die Veranstalter der Deutschkundlichen Wochen nunmehr an die Vorbereitung der nächsten, wiederum Anfang Oktober stattfindenden Woche heran, deren Thema lautet:

Deutsche Geschichte — Danziger Geschichte.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Wichtiger als alles, was jetzt die Welt mit Lärm erfüllt, wäre das eine, das Volk wieder zum Guten, Schönen, zu Treue und Tüchtigkeit, zu Heimat und Vaterland zu erwecken.

Peter Rosegger

„**Städte im Niederland**“. Sich heute mit Liebe deutschem Wesen, deutscher Heimat, deutscher Landschaft hinzugeben heißt neuen Aufstieg des Vaterlandes aus der Wurzel seines Wesens bereiten. Jedes derartige Buch ist zu begrüßen.

Seien in diesem Sinne auch die „**Städte im Niederland**“ von Kurt Siemers (Richard Hermes Verlag, Hamburg) bestens empfohlen.

In einer ansehnlichen Reihe von Schilderungen und Stimmungsbildern, mit dem Einschlag des gut beschlagenen historischen und sonstigen Wissens eines Kenners niederdeutschen Wesens und Landes, der selber geborener Niederdeutscher ist, im Stil eines licht- und farben gesättigten Impressionismus, behandelt Siemers die Städte und Ortschaften um den Brocken herum, des hannoverschen und westfälischen Altassenslandes, Lüneburg, Bre-

men, die Ortschaften des Lauenburgischen und Wagriens, des Weserlandes, der schleswig-holsteinischen Nordmark.

Es ist ein Buch der guten, deutschen Gesinnung, ein vaterländisches Buch, doch auch kulturhistorisch anregend, einen ausgeprägten Kunstsinne verarbeitend, der besonders den reichen architektonischen Schönheiten und Schätzen Niederdeutschlands gerecht wird. Reich ist das Buch auch an anziehenden Landschaftsschilderungen. Es fehlt nicht an Gedichten, die sich der farbig belebten, anmutenden Vortragweise glücklich einfügen. Der ausgezeichnete Braunschweiger Graphiker Fritz Röhrs hat das gut ausgestattete Werk, das 266 Seiten hält, mit einer Reihe künstlerisch sehr wertvoller Federzeichnungen, Straßenschilder, Kirchen, romantischen Stadtecken usw. ausgestattet.

Johannes Schlaf (Weimar)

Rudolf Borchardt: „**Die Schöpfung aus Liebe**“. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin 1923 (in 800 nummerierten Exemplaren, geheftet 1.25 M.,

gebunden 2.50 M., Halbpergament 5.— M.).

Elf nicht endenkönnende, dann aber doch an ihrer Unergiebigkeit sich erschöpfende Gedichte, gequältes Empfinden in teils gewaltig aufgetriebenen, teils mit Geziertheit beschwichtigtem Ausdruck, erkünstelte Gebilde literarischer Herkunft, bald, manchmal geradezu parodistisch, an den stilisierten alten oder den dithyrambischen jungen Goethe gemahnend, bald einen holden Hauch von Verlaine, bald einen feinen Klang von Mallarmé borgend, dazwischen mit leerer Schulfertigkeit Hofmannsthalens: Lesegeist willkürlichen Dichtertums, das nur auf technisches Raffinement aus ist und ins gedruckte Dasein als in sein luftleeres Element verlangt. Wie fern ist dieser halb-schlächlige Snobismus, der scheinbar einem höheren Formbedürfnis dient, von der wunderbaren Bildkraft des geborenen Künstlers, der aus der Sprache als dem würdigsten Stoffe den großen, den einmaligen Ausdruck für sein Erlebnis erschafft, mit ihm, dem widerspenstigen ringend, bis er sich dem Sieger fügt!

Richard von Schaukal

„Meine Handwerksburschenzeit.“ Als auf ein deutsches Volks- und Familienbuch im besten Sinne kann auf ein im Verlage Housch & Bachstedt (Köln am Rhein) erschienenenes, „Meine Handwerksburschenzeit 1805—1810“, von Christian Wilhelm Bachstedt betitelt, nach der Urschrift von Charlotte Franke-Roesing herausgegebenes Buch aufmerksam gemacht werden.

Bachstedt, ein Langensalzaer Bürger und Bäckermeister, der von 1787 bis 1867 lebte, hatte in seinem 72. Lebensjahr angefangen, aus der Erinnerung und mit Hilfe früherer Tagebuchnotizen die Erlebnisse seiner fünf Wanderjahre aufzuzeichnen. Es wurde ein schweinslederner Foliant von 800 engbeschriebenen Seiten daraus, den die Familie dann aufbewahrt hat. In etwas verkürzter Form gaben sie jetzt einen Band von 326 Seiten reichlichen Oktavformats. Ein ausgezeichnetes Porträt des Verfassers ist vorausgegeben. Es atmet einem den Geist des Buches förmlich entgegen.

Der Verfasser, ein geistig regsamer Mann, von prächtigster Vitalität, entstammte einer wohlhabenden Bäckerfamilie, hatte in seiner Schulzeit ein wenig Latein, später Französisch hinzugelernt, das er nicht ohne Geläufigkeit sprechen konnte. Doch bedeutete das keine Bildung, welche die unverfälscht volkstümliche Frische und Naivität dieser Niederschrift beeinträchtigt hätte. Ein gesundes, glückliches, lebensfrohes Temperament, das noch im Alter etwas von der rheinländischen Munterkeit des jungen Goethe zeigt, und zudem ein angeborenes, sich mit offener Lust und Liebe ausgebendes Erzählertalent von seltener Trefflichkeit und Bildhaftigkeit des Ausdruckes, ohne jede Spur der steifeinenen Art jener Zeit, spricht sich hier aus, fesselt, daß man das Buch von der ersten bis zur letzten Zeile in Atem herunterliest.

Bunte Wanderabenteuer in Nieder- und Mitteldeutschland, der Mark und Altmark, in Sachsen, Thüringen, am Rhein bis zur französischen Grenze hin, in Baden, Schwaben, Hessen, der Pfalz, der deutschen und französischen Schweiz, Bayern, Oesterreich, Wien. Manch' fröhlich Liebesabenteuer, in der glücklichsten Laune berichtet, Zeit- und Sittenbilder, der Hintergrund der Napoleonischen Kriege. Schließlich heiratet er, übernimmt das Geschäft des Vaters, führt eine glückliche, kindergelegnete Ehe.

Man lernt einen prächtigen Menschen kennen, erhält einen an Fülle der lebendigsten, anschaulichsten Einzelheiten nicht zu übertreffenden Einblick in das Familien- und Kleinleben der bürgerlichen Kreise jener Zeit.

Man darf den Verlag zu dem Gedanken, dies Familienerbstück herauszugeben, nur beglückwünschen. Die Herausgeberin hat ein ausgezeichnetes Vorwort hinzugegeben.

Johannes Schlaß (Weimar)

„Hermann von Gilms Weg und Weisen“ von Anton Dörner, Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 1924, 442 Seiten.

Viel Fleiß ist in diesem auch äußerlich mit Liebe gestalteten Buche zu einem nichts weniger als befriedigenden Ergebnis aufgewendet. Der Tiroler Dichter, eine Epigonenerscheinung, die, sieht man von dem be-

kannten Gedicht „Allerseelen“ ab, kaum mehr einen blassen literarhistorischen Schatten wirft, hat von einem Forscher, dem über seinem Gegenstande der Maßstab abhanden gekommen sein dürfte, eine auf ausgetriebenen archivalischen und sonstigen Spezialstudien gegründete Darstellung erfahren, die auf das Umständlichste und Ungeschickteste, dazu in einem von Sprachkultur unberührten, aber mit Papierblumen aufgestukten Deutsch, den „Weg“ des schriftstellernden Beamten zu schildern bemüht ist, und diese nur hie und da durch Streiflichter auf die Zeitkultur belebte mühselige Wanderung durch flache Unbedeutendheit heißt „Ein Umriß“. Gott behüte uns vor der Ausführung! Der Lebensbeschreibung folgen die „wertvollen und wichtigen Gedichte“, die als Weisen bezeichnet werden und als Vortrab einer kritischen Ausgabe einen gereinigten Text bieten: der künstlerische Ertrag ist geradezu nichtig. All diesem, bestenfalls mit einer oder der anderen Probe anthologiereifen deutschen Mittelgut der schalen Bildungs- und Gefinnungsära des neunzehnten Jahrhunderts mangelt es am Ausschlaggebenden: der Persönlichkeit. Und noch eins drängt sich an diesem unausrottbaren Typus des ahnungslosen Unzulänglichen dem Kenner der Weltliteratur beschämend auf: was ist im Laufe ihrer „Entwicklung“ durch Kanzlei, Verein und Zeitung aus der deutschen Dichtersprache für ein verwachsenes Allergeweltsgemächte geworden: wie hoch stehen die Logau, Fleming, Gerhard, ja die Hoffmannswaldau und Grunphius als Diener am Wortgut schon über den Körner, Arndt, Grillparzer, Lenau, Leuthold, von den Nachfahren zu schweigen (und der Nachbarnationen nicht zu gedenken)!

Richard von Schaukal

Robert S. Arnold: „Das deutsche Drama“. Verlag C. H. Beck, München.

Dieses hoch bedeutsame, von R. S. Arnold in Verbindung mit Julius Bab, Albert Ludwig, Friedrich Michael, Max J. Wolff und Rudolf Wolkau herausgegebene Werk füllt eine Lücke in der zeitgenössischen Literatur, es stellt den ersten und gelungenen Versuch dar, die Entwicklung des Dramas

Sparkasse der Stadt Zoppot

(Mündelsicher)

Rathaus, Schulstraße 23-27

Wechselkasse

gegenüber dem Bahnhof
geöffnet werktäglich das ganze Jahr
vormittags und nachmittags

Wechselkasse

am Kurhause
geöffnet während der Kurzeit

Erledigung sämtlicher geldgeschäftlichen
Aufträge * An- und Verkauf von sämtlichen ausländischen Noten und Schecks zu den günstigsten Kursen * Geldüberweisungen im In- und Ausland * Ausstellung von Reisekreditbriefen, welche bei allen Sparkassen und Girozentralen ohne Umstände eingelöst werden können

KONTOKORRENT, GIRO- UND SCHECKVERKEHR
KREDITGEWÄHRUNG

Annahme von Spareinlagen und
Depositen in Danziger Gulden und Auslandswährungen gegen bestmögliche Verzinsung
Kostenlose Verausgabung von Heim-Sparbüchern

Stahlkammer

mit vermietbaren Schrankfächern

Aufbewahrung von
verschlossenen Paketen und Koffern

[457]

„Bannerträger“

eine politische Zeitschrift

Herausgeber: Hans Gebeling, Münster i. W.
Schriftleiter: B. Thümmel, Münster i. W.,
Friedenstraße 19, I.

Letzte Hefte:

Englandheft: Die englische Tradition —
Fußball — Labour-Party — Die eng-
lischen Jugendbünde — England und
Deutschland — Briefe aus England.
Heft 4/6 1925: Die deutsche Marine-
politik — Preußen-Offizier und Führer
— Abd el Krim — Die französische
Armee — Polen — Schweiz.

Bezug durch das zuständige Postamt.
Bezugspreis 1.— Mf. das Vierteljahr.

Einzelhefte vom Versand
Karl Ducoffre, Wesel (Rhld.),
Fluthgraffstraße 8.

von seinen Ursprüngen bis zu der Moderne in einer den neuzeitlichen Forschungsergebnissen entsprechenden Weise darzustellen. Das ursprünglich in erster Linie für die Mitglieder der jetzt wieder neu erstandenen „Deutschen Dramatischen Gesellschaft“ bestimmte und von Dr. Richard Elsner, dem Vorstand dieser Gesellschaft angeregte Buch wendet sich an alle Theater- und Literaturfreunde und wird, kraft seines inneren Gehaltes und dank der Bedeutung des Herausgebers und seiner Mitarbeiter niemandem, der an der Hand des Werkes einen der bedeutendsten Zweige der deutschen Literatur durchwandert, eine Enttäuschung bereiten. Daß dem Buche eine seiner Bedeutung und den heutigen Anforderungen entsprechende Ausstattung gewidmet wurde, versteht sich, wie bei allen Erscheinungen des Verlages Beck, so auch bei diesem Werke von selbst.

Hans Gäßgen

Glück in Oesterreich. Bilder und Betrachtungen von Ernst Lissauer. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Buchverlag, Frankfurt a. M.

Lissauer hat seiner neuen Wahlheimat ein Buch wie einen Hymnus dargebracht. Volk und Landschaft, Stadt und Dorf klangen mit fast organisch-künstlerischem Rhythmus vor ihm auf, und das alte Oesterreich sprach zu ihm, das trieblichere, anheimelnde, das im Ansturm der Neuzeit überzeugend stehen geblieben ist. Gestaltete Vergangenheit und gebaute Natur gaben der Seele ein Fest: Lissauer empfand die Schau der Tage wie Gastgeschenke, fühlte immer stärkere Verpflichtung und schrieb sich einen Dank von der Seele, dem der Soziologe, Wirtschaftler und Kunstgelehrte keine Grenzüberschreitung vorwerfen kann. Da des Künstlers Erstgefühle aber von Ewigem gespeist werden, so hat des Dichters Ich-Erlebnis objektiven Wert, mag auch manches, was ihm österreichische Nüance bedeutet, doch zum mindesten auch mittel- und süddeutscher Charakter sein. Lissauer zeichnet zunächst das Bild der österreichischen Stadt im allgemeinen und gibt dann mit persönlichster Färbung eine Reihe von Bildern: Salzburg, Graz, Linz, die Donau, die Seen, dann Gastein, Inns-

Die schönsten Geschenkbücher für jeden Natur- und Jagdfreund sind die
Illustrierten Tiergeschichten

Erzählt und illustriert von
EMIL POTTNER [530

Bislang erschienen: **Die Geschichte einer jungen Krähe** m. 40 Illustrationen
Vögel am Wasser mit 40 Holzschnitten
Gebunden nur je Mk. 4.80

Der „Kosmos“ schreibt:

„Es sind lyrische Tiergeschichten — wenn man so sagen darf — und muten stellenweise wie japanische Impressionen an. Der Verfasser hat sie mit kräftigen Holzschnitten illustriert, für die übrige Ausstattung sorgte der Verlag in großzügiger Weise“.

Die Jagdzeitung „Der Heger“ schreibt:
„Pottners Bilder erinnern in ihrer Knappheit und Frische an die bekannten von Wilhelm Busch“.

„Wild und Hund“ schreibt:

„Es sind zwei köstliche Tierbücher von ganz besonderer Art. Dankenswert ist, daß der Verlag diese Werke in guter volkstümlicher Ausgabe herausbringt mit volkstümlichen Preisen. Als Geschenk an Naturliebhaber werden diese Bücher gewiß viel Freude machen“.

All Hager Verlag, Berlin SW 68, Charlottenstr. 73

bruck und Wien. Fast überall wird die Entfaltung organischer Kultur in seinen Augen zu einem freudig belauschten Spiel, gehehlt von der Farbe, gesegnet von der Sonne. Volk und Land und Bauwelt haben eine „müßige Sendung“ zu erfüllen, die Pflicht, abzuwenden die Gefahr der „Verberlinerung“ und zu behaupten den Besitz des glücklich Geretteten. Schade, daß Lissauer bei der Aufdeckung des Gegensatzes Wien-Berlin, den die Einleitung behandelt, im wesentlichen für Berlin — oder eigentlich dagegen — nur die Jugendeindrücke sprechen läßt. Man kann einen Teil nicht gegen ein Ganzes ausspielen. Geschichtslos ist die Stadt, die da zwischen Schlüter und Schinkel, Messel und Hoffmann liegt, wohl kaum zu nennen. „Mangel an überzeitlichem Volkstum“ wird zwischen Potsdam und Sanssouci zurückgewiesen; und der Begriff „Kolonialland“ dürfte nur in einem Sinne anzuwenden sein, der auch die klassischen Strecken umfaßt. Diese grundsätzliche Stellungnahme zu dem Eingangskapitel kann dem Buche Lissauers nichts von seinem tatsächlichen Werte nehmen. Die mit Geist und Liebe gezeichneten Bilder aus dem von allen Göttern der Natur und Kunst gesegneten Alt-Oesterreich werden sicherlich den Wanderzug manches Reichsdeutschen bestimmend beeinflussen.

Hermann Ploetz

Franz Karl Ginzken: „Der seltsame Soldat“. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Die dreizehn Erzählungen dieses Bandes, in dem der ganze innerlich reiche Ginzken lebendig ist, geben eigene Erlebnisse des Dichters aus seinem Soldatenleben wieder. Lebenswerter Humor und tiefes Empfinden vereinen sich mit stilistischer Meisterschaft, um das Buch zu einer köstlichen autobiographischen Gabe zu gestalten, die allen Freunden der Romane, Novellen und Verse des Dichters willkommen sein wird.

Hans Gäßgen

„Der Kampf um die Weichsel“. Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors, herausgegeben von Dr. Erich Kenjer in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.



Das, was die elegante Frau sucht, findet sie restlos im **Leiser**. Schuh vereinigt. Elegante Form vollendete Verarbeitung größte Auswahl.

Allein-verkauf „Jka“ Danziger Schuh-A.G. Langgasse 73

Der

„REVALER BOTE“ [180]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalschen Zeitung“) ist das deutsche

kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.**

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.70 Gmk., ohne Beilagen (jedoch mit Rußland-Beilage) 3 Gmk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

Das Korridorproblem ist aufgerollt. Jeder Deutsche ist verpflichtet, sich mit den Grundlagen, die zur Bildung des Korridors führten, zu beschäftigen und aus geographischen, vorgeschichtlichen, historischen und volkshkundlichen Kenntnissen heraus sich ein wahres Bild dieser landschaftlich schönen Gebiete zu machen. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Vertreter der Ostmarkenforschung W. Geisler, H. Hübner, K. J. Kaufmann, W. La Baume, M. Laubert, S. Lorenz und W. Millack hat der Danziger Staatsarchivar Dr. Erich Kenjer, der hier schon häufiger zu Worte kam, dies Buch herausgegeben, das richtunggebend für die zukünftige Gestaltung der östlichen Grenzen werden kann.

Carl Lange

Dr. S. Lorenz: „Geschichte der Kaschuben“. Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

Ein Buch über die Kaschuben gab im Verlag Reimar Hobbing einer der ersten Forscher dieses Gebietes Dr. S. Lorenz heraus. Es ist ein Vorurteil, die Kaschuben mit den Polen zu identifizieren, wie es heute noch viele tun. Wie wichtig erscheint da die Aufgabe, den Beweis zu bringen, daß dies an der Meeresküste gelegene Gebiet zwischen Danzig und Pommern nicht polnischen Ursprunges ist. Dr. Lorenz hat auf Grund geschichtlicher Forschungen und aus Kenntnis der Sprache und Gesinnung der Bevölkerung uns ein Bild des wahren Kaschuben gegeben. Der Verfasser ist eine auch von den Polen anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Forschung und gibt den Freunden der Heimat und der Volkskunde durch sein reichhaltiges Werk wertvolle Aufschlüsse.

Carl Lange

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den

481 Organisationen in Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Buchhandlung G.m.b.H., Berlin W 30
Mohstraße 22.

W. Schüller: Bismarck. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1925, mit einem Bismarckbilde Lenbachs, gibt eine zusammenfassende Würdigung Bismarcks und seines Werkes vom Standpunkt unseres Geschlechts, um das Bleibende an seinem Wirken herauszuarbeiten, „den mißverständenen Bismarck zugunsten des richtig erfaßten zu überwinden“ und seine Gestalt auch für uns heutige in ihrer schicksalsvollen Bedeutung zu ver-

lebendigen. Ein wohl gelungenes Buch, besonders in den Abschnitten, die der Persönlichkeit des großen Kanzlers gewidmet sind.

W. Volz: Der westdeutsche Volksboden. Verlag S. Hirt in Breslau 1925, enthaltend 12 ausgezeichnete Aufsätze führender deutscher Forscher über die Fragen des Westens, von den geographischen Grundlagen ausgehend, zum Volkstum führend und die geschichtlichen Auseinandersetzungen zwischen Volk und Volk an der Westgrenze des Deutschen Reiches behandelnd, dabei bedeutungsvolle Einblicke in die Eigenart der Franzosen und ihre Kulturpropaganda gegenüber den Rheinländern gewährend.

Hauk: Wir Deutsche. Ein Volksbuch. Urquell-Verlag E. Röth in Mülhausen, 1924, Versuch einer Charakterisierung deutschen Werdens und Wefens.

H. Müller: Von Bibliotheken und Archiven. Helingische Verlagsanstalt, Leipzig 1925. Drei gut einführende, für Sachleute wichtige Vorträge über das Bibliotheks- und Archivwesen, 1. die Bibliotheken und ihre Benutzung, 2. über Archive und den jetzigen Stand des Archivwesens, 3. Bibliotheken und Archive; nicht bloß Deutschland und die Gegenwart berücksichtigend.

H. Strunk

Brynild und die Madonna. Kundinnen und Gestalterinnen von Beda Prillipp (Schriften zur Frauenbildung). H. Beyer & Söhne, Langensalza. — Es ist Grundlegendes, Wegweisendes, was in diesem Buche gesagt wird. Die vielfach verschlungenen Wege hervorragender Frauenpersönlichkeiten aus den verschiedenen geistwerklischen Gebieten zeigen letztlich nur ein, wenn von ihnen auch nicht immer klar erschautes, ja, vielleicht manchmal in seinen unterbewußten Antrieben nicht immer erkanntes Ziel: die Heimkehr zum ureigensten Ich. Um in das Schicksalsgeheimnis einiger ihrer Urbestimmung nahe gekommenen Großen im Reiche der Frau einzudringen, hat die Verfasserin dieses ungewöhnlich faszinierenden Buches ein bedeutendes Material an Literatur, auch außerdeutscher, durchforstet. In kristallhaft strahlenden Bildern bietet sie Deutungen, gezeugt

Graue Haare!



Nüancin

ein wasserhelles garantiert unschädliches Präparat, welches einem Kopfwasser ähnelt, gibt den Haaren allmählich u. unmerklich ihre frühere Naturfarbe wieder.

Für Frauen und Männer mit gleichem Erfolge anwendbar

W. Seeger A.G. & Co.

BERLIN - STEGLITZ

Danzig - Warschau

Preußische Jahrbücher

Herausgeber Dr. Walther Schotte
Band 203, Heft 1 Januar 1926

Aus dem Inhalt:

- Joh. Victor Dreht: Locarno.
- Adolf Hasenclever: Die Zistustier Westindiens im 17. Jahrhundert.
- Emil Daniels: Delbrücks Weltgeschichte.
- Luz Korobi: Das Problem der nationalen Minderheiten.
- Erna und Otto Grautoff: Romain Rolland.
- Großadmiral von Tirpitz: Kriegsbauer und Geestategie.
- Walther Schotte: Vor dem Zusammenbruch.

Preis pro Heft 2. — Goldmark

Berlin NW 7

Georg Stilke

DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift
für

408]

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit
zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis viertel-
jährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender
— fremder Währung —

Man verlange Probenummer

Aeltere Nummern zu dem
Sonderpreis von 60 Pfg.

Verlag „Deutscher Bote“
Harder & de Voss, Hamburg 1.

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen

[338]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt autrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der
Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung
LODZ, Petrikauer Straße 86

aus scharfsichtiger Erkenntnis und intuitiver Gefühlsgabe. Ausgehend von jenen beiden Gestalten — Brunnhild, der nordischen Halbgöttin und der im Orient wurzelnden Jungfrau-Mutter des vollkommensten Sterblichen — als den polaren Ercheinungen, beleuchtet die Verfasserin einige Frauentypen der Renaissance und des Mittelalters, ferner Ottilie von Goethe, Bettina und Annette, Helene Böhlau, Ricarda Huch, Marie Luise Knauth, Juliane Karwath, Mathilde von Kemnitz und Fanny Künsler, Käthe Kollwitz und Käthe Schirmacher: alle überzeugen von dem gottbegnadeten Reichtum des Geistes und Herzens als zielstrebig Wollende, und eine beglückende Sicht eröffnet sich uns auf unendlich gedehnte geistige und seelische Saatweiten im Gegenwarts- und Zukunftsreich der Frau. Ein kompendiöses Bündchen und dennoch — oder darum! — in der Stille geleistete, treue Pionierarbeit.
Franz Mahke

Ernst Stemmann: „Das bunte Jahr“ im Verlag K. Thienemann, Stuttgart.

Der in der Jugendliteratur führende Verlag K. Thienemann schenkt uns hier ein reichhaltiges Buch, das in Gedichten, Skizzen und Erzählungen für Kinder bis zu 10 Jahren besonders reizvoll ist. Das charakteristische Gepräge eines jeden Monats wird dem Verständnis der kleinen Zuhörer in launigen kleinen Schilderungen nahe gebracht. Das Büchlein eignet sich besonders gut zum Vorlesen. Die verschiedenen Vignetten und Monatsbildchen im Tondruck von Fritz Kredel sind eine wertvolle Beigabe. Ernst Stemmann hat seine Berufung zum Märchenerzähler schon in früheren seinen Jugendbüchern hinreichend bewiesen.

Thomas

Wilhelm Reiner: „Wilhelm Steinhäusen“, der Künstler und Freund, erschienen im Quellverlag in Stuttgart.

Ein geeignetes Leben hat der Maler Wilhelm Steinhäusen gelebt. Das beweist uns auch Wilhelm Reiner in seinem inhaltreichen schönen Buch, das von dem Dichter, Menschen, Freund und Künstler spricht, der die Tiefe seines Gemüts in seinen

Bildern widerspiegeln läßt. Es sind viele schon vertraute Bilder, deren Wiedergabe leider ebenso wie der Umschlag des Buches zu wünschen übrig lassen. Aber trotzdem bleibt noch soviel des Wertvollen und Aufbauenden, daß das Buch nur warm empfohlen werden kann.

Thomas

„Alexander v. Gleichen-Rußwurm“.
Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Proben aus den verschiedenen Werken v. Gleichen-Rußwurms, der neuerlich 60 Jahre alt wurde, sind hier zu einem Rückblick vereinigt, dem Widmungen, Zuschriften, eine Bibliographie und mehrere Bilder angehängt sind. Den Freunden des Autors und denen, die es werden wollen, wird das prächtig ausgestattete Büchlein Freude bereiten.

Hans Gäßgen

Herbert Lipp: Die Frage.
Roman. „Neue Zeit“-Verlag, Berlin-Charlottenburg.

Im Vergleich zu dem ersten Roman Herbert Lipp's „Alles um Frieden“ bedeutet der neue, der den Titel „Die Frage“ trägt, einen Fortschritt. Hier sind die Vorgänge schon gegenständlicher gegeben, so daß der Leser in die angenehme Lage des Mitterlebens versetzt wird. Es bleibt immer das schärfste Kriterium für ein Kunstwerk, wie weit der Dichter sich von der bloßen Erzählung lösen und zur Gestaltung durchdringen kann. Die Charaktere müssen durch ihre Handlungen für sich sprechen; so erst leben sie und wecken Leben, Anteilnahme. Und in Lipp's Roman gehen wir gern mit dem Feinsühligen Hans Gottschild den weiten, schweren Weg vom Berufs-Prediger zum innerlich berufenen Seelsorger. Seinen Lieblingsberuf, Menschenseelen zu bilden, gibt er auf in dem Bewußtsein, keine innere Fühlung mit den Menschen zu haben. Hingehen und die Volksseele kennen lernen, um ihr helfen zu können, das wird sein unverrückbares Ziel. Denn „Hilfe braucht dies Geschlecht“. „Die Bäche unverbauter, urwüchsiger Kraftfülle in das rechte Bett geleitet, müßten das stockende Räderwerk einer alternden, mühsam ihr Dasein fristenden Welt zu neuen Kraftwirkungen antreiben.“

Otto Goetz Nachf. Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112
Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

456]

Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig
Langfuhr
Zoppot

428]

Roeckl-Handschuhe

Weltmarke

Die Zoppoter Waldoper

von Carl Lange,
Oliva.

Auf Kunstdruckpapier, 55 Seiten,
13 ganzseitige Szenenbilder.
Mark 1.50.

Die Zoppoter Waldoper, welche sich aus bescheidenen Anfängen zu künstlerischer Höhe entwickelt hat, ist ein Beweis, daß die Natur durch nichts ersetzt werden kann. Unvergleichliche Bilder und Stimmungen schaffend, sind die Aufführungen in den vergangenen Jahren nicht nur den tausenden Zuschauern, sondern auch den beteiligten Künstlern und Dirigenten bis hinab zum einfachsten Bühnenarbeiter zum tiefen Erlebnis geworden. So entstand der Gedanke, diese Stimmen und Urteile zu sammeln, um zu zeigen, wie hier ein jeder am Quell der Natur neue Kraft für sich und sein künstlerisches Wirken geschöpft hat. Liebe und Verständnis für die Waldoper zu erwecken und zu festigen, Richtlinien für die weitere Entwicklung zu weisen und den Freunden die lieb-gewordene Erinnerung zu beleben, ist der Zweck dieses Buches.

Die „Deutsche Allg. Zeitung“ sagt:
„... Es gibt wohl selten eine so vor-züglich abgestimmte Waldbühne, wie die bei Zoppot, auf der infolge der ganz vorzüglichen Akkustik dem Publikum auch die größten Feinheiten der Musik und des Gesanges voll zuteil werden...“

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7

So wird er denn Monteur in einer großen Fabrik und erwirbt sich in unermüdlicher, pflichttreuer, vorbildlicher Arbeit und ehrlicher Kameradschaft zuerst die Seele eines seiner Genossen und langsam einen kleinen Kreis der jungen Arbeiter. Der gestaltet sich zu einer Gemeinschaft der „Lebensjünger“, deren Seelen in wöchentlichen Zusammenkünften und Aussprachen Befriedigung und Ruhe finden. Ganz naturgemäß lösen sich diese jungen Menschen von den Parteiführern entschieden los und werden so der Stamm für eine neue Zukunft. Als 2000 Arbeiter nach dem Osten ziehen in die neue Zweigstelle der Fabrik, geht Hans Gottschild als ihr von ihnen selbst erbetener Pfarrer mit. Dorthin begleiten ihn seine treue Lebensgefährtin und die prächtige alte, im Herzen junge Frau Schermann, der gute Hausgeist. Auch der Hund „Talis“, der seinem Namen Ehre gemacht, der in Freud und Leid immer der Gleiche geblieben ist.

Wenn auch gewisse romantische Sentimentalitäten zuweilen stören, wenn auch noch hier und da kalte Schilderung statt blutwarmer Gestaltung sich breit macht, trotzdem ist das Werk Lippes — wie schon gesagt — in künstlerischer Hinsicht ein erfreulicher Fortschritt. Manche Szenen z. B. die beim Generalsuperintendenten und bei Frau Biesing sind überaus plastisch und naturwahr gestaltet. Der ethische Gehalt aber des Romans ist nicht hoch genug anzuschlagen.

Johannes Dziubiella

Goldduft und blaue Berge. Ausgewählte Gedichte von Leo Sternberg. — Heft 13 der Hessens-Nassauischen Bücherei. Herausgegeben von Otto Stückerath. — Heimatschollen-Verlag, A. Bernecker, Melsungen.

„Ich stamme väterlicherseits von Bauern des Westerwaldes, die hart mit der Scholle rangen, ab; ich wurzele mütterlicherseits in der Sinnesfreude des Rheins...“ Ein Wort des Dichters über sich selbst, das verstanden läßt, daß sein künstlerisches Schaffen, wie es zunächst im Gebiet seiner nassauischen Heimat zur fühlbaren schöpferischen Kulturleistung ward, nun hier schon bis zur Tiefe hinabdringt, in den Mutterboden des Volkstums, und wirksam wird in den Lebens-

gemeinschaften des Hauses und der Schule.

Zu Hanns Heinrich Bormanns Auswahl aus dem reichgegliederten Gesamtwerk Sternbergs („Du schöner Lärm des Lebens“, B. Behr's Verlag, Berlin) und zu dem mehr landschaftlich eingestellten Büchlein aus der Rhein-Ruhr-Bücherei (Verlag J. Belz, Langensalza) gesellt sich als weitere Volks- und Jugendausgabe das feine Bändchen „Goldduft und blaue Berge“. Es zeigt den rheinischen Poeten und deutschen Dichter in seiner Lyrik, seinem Eigensten und Tieffsten. Da sind zarteste, märchenschöne und schalkige Kindergedichte, großgeschante Bilder von Moor und Basaltheide des Westerwaldes und von glanzüberströmter rheinischer Landschaft, dramatisch bewegte Balladen und über die Zeit ins Ewige hinausweisende Visionen, die bei aller gedanklichen Schwere in ihrer klaren künstlerischen Form auch der aufgeschlossenen Seele des Jugendlichen erlebensmöglich sind.

Das in seiner Art vorbildliche Geleitwort des Herausgebers Otto Stückerath führt mit feinfühligem Verständnis für die seelische Haltung des schaffenden Künstlers wie des nachschaffend erlebenden Kindes in die verklarte geistige Welt des Dichters mitten hinein.

Willi Arndt

„Die deutschen Alpen“ mit Geleitwort und Bildertext von Hans Karlinger.

„Das Deutsche Meer“ mit Geleitwort und Bildertext von Hans Much. Beide im Einhorn-Verlag in Dachau bei München.

„Alpenkalender“, herausgegeben von Dr. Blodig in Verlag R. Walther, Konstanz a. B.

„Das Baltenbuch“, herausgegeben von Paul Rohrbach im Gelben Verlag Walter Blumtritt in Dachau bei München.

Die reich bebilderten Bände der Sammlung „Vaterland“ aus dem Einhornverlag in Dachau bei München, von denen das erste Buch „Der Rhein“ hier schon besprochen ist, gehört zu der Gruppe der Bücher, die sich in Text und Bild mit den Landschaften unserer deutschen Heimat beschäftigen. Ob wir da eine Wanderung durch die Alpen machen und uns all der herr-



518]

* Ein prächtiges Geschenk
für alle Harzfreunde *

HARZBUCH

von
CARL LANGE

mit Offsetumschlag u. 18 Steinzeichnungen
von Berthold Hellingrath

Preis in Leinen geb. 9 G.-M.

BERLIN NW 7 **GEORG STILKE**
Dorotheenstr. 65 Verlagsbuchhandlung

* *

„EGEDA“

DIE QUALITÄTSMARKE

Gesetzlich geschützt

424]



ALLEINVERKAUF
STRUMPFHAUS GERSON
DANZIG

- FILIALE -
ZOPPOT, KURHAUS

Soeben erschien bei

Almanach

der

Ostdeutschen Monatshefte

Herausgeber:

Carl Lange, Oliva b. Danzig
177 Seiten, mit 28 Abbildungen auf
Kunstdruckpapier, steif brosch. 3. — M.

Wenn der Almanach des vergangenen Jahres den Einflüssen, Beziehungen und Wechselwirkungen des Ostens zum ganzen Reich Ausdruck gab, so hat sich das neue Jahrbuch zum Ziel gesetzt, das Einzigartige und Typische der Ostmark, wie es sich in Kunst, Literatur und Technik zeigt, zur Darstellung zu bringen und ein lebendiges Bild zu vermitteln von den wirkenden Kräften der Gegenwart. Es zeigt sich darin, daß nicht nur in der Vergangenheit der Osten berufen war, eine führende Rolle zu spielen, sondern daß er zu allen Zeiten als wesentlicher Zug im geistigen Antlitz Deutschlands nicht vergessen werden darf.

Inhalt des Almanachs 1926:

Frank Zbieg, Der östliche und der westliche Mensch / Gerda v. Below, Das alte Haus / Frh Braun, Von den Bewohnern des deutschen Ostens / Wolfgang Federau, Vom Geisteserbe der Ostmark / Willibald Dmankowski, Liebeslied / Dr. D. Brattstoben, Von Danzigs Malern der Gegenwart / Charles Etienne, Die Braut / Franz Lüdke, Jugenderinnerungen an die Weichsel / Willibald Dmankowski, Herbstliches Lied / Prof. Dr. Stettiner, Königsberg, der Brückenkopf deutscher Kultur / Franz Lüdke, Brüder / Frh Rudnig, Der Maler Eduard Bischoff / Walter von Molo, Was gab meinem Wert der Osten / Walter von Molo, Die kulturelle Mission der Waldoper in Poppel / Dr. Walter Medauer, Schloßen, das Literaturland / Paul Jech, Bauer / Max Lau, Der Weg / Johann Christian Günthers Wälder / Frh, Der Wald / Carl Lange, Einem Verstorbenen / Manfred Sturmman, Elegie an der Küste / Hermann Strunk, Der deutsche Osten im Deutschen Museum in München / Martin Bormann, Ausfahrt / Frh Walter Bischoff, Schneesturm in Alaska / Hans Brand, Lidwina / Armin Wagner, Die Mutter / Alfred Bruff, Der Vater

Verlag Georg Stilke,
Berlin NW 7

lichen Orte erfreuen, denen wir begegnen, ob es die bergumschlossenen Seen sind, die gewaltigen Schluchten, die eisgekrönten Berggipfel, die bergumschlossenen Städte wie Salzburg, Berchtesgaden, — oder ob es die ganz anders gearteten Städte und Dörfer der Nordsee sind, die eigenartig langgestreckten Häuser der Hansestädte, die Schönheit der durch einfache Linien gekennzeichneten Nordsee oder die abwechslungsreichen Gestade der Ostsee, — wir lernen unser deutsches Land kennen und lieben. Zu den beiden mit über 100 Abbildungen versehenen Bänden haben Hans Karlinger und Hans Much die Einleitung geschrieben, die uns mit Wesen und Charakter der Landschaft, auch in geschichtlichen Betrachtungen, vertraut macht.

In diesem Zusammenhang sei Dr. Blodigs „Alpenkalender“ mit erwähnt, der von persönlichen Erlebnissen in den Bergen erzählt und an ausgezeichneten Bildern den Beweis gibt, welche Energie und welcher Mut dazu gehören, um den Anforderungen eines richtigen Bergsteigers zu genügen. Die Freunde der Alpen und der Bergwelt werden den neuen Kalender eines unserer besten Kenner begrüßen, der hier durch die Graphische Kunstanstalt F. Bruckmann-München ein gut ausgestattetes eigenartiges Werk geschaffen hat.

Das von Paul Rohrbach herausgegebene „Baltenbuch“ mit den Beiträgen hervorragender Balten ist zu bekannt, um noch einmal besonders erwähnt zu werden. Es ist in unseren Baltenheften eingehend gewürdigt worden.

Carl Lange

„Deutsche Volkheit“ im Verlag Eugen Diederichs, Jena.

„Der Rosenstock“, Bucherei zeitgenössischer Erzählkunst im Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

„Die Drei-Turmbucherei“, Herausgeber Jakob Brummer, München und Ludwig Hasenclever, Würzburg, im Verlag R. Oldenbourg, Berlin und München.

Immer mehr Bücherreihen bestimmter Gruppen werden von den Verlegern herausgegeben. In den Ostdeutschen Monatsheften sind häufig die „Inselbücher“, die Sammlung „Der Salke“, „Das Tor“, „Der deutsche

Spielmann" und andere erwähnt worden.

Kürzlich hat uns der bekannte Verlag Eugen Diederichs eine schöne, fein ausgestattete Sammlung „Deutsche Volkheit“ geschenkt, die uns in Sagen, Märchen, Schwänken, Legenden und geschichtlichen Betrachtungen reiche Anregung bieten. Der Wert dieser Sammlung wird noch in einem besonderen Aufsatz hier erörtert.

Zwei andere größere Sammlungen seien genannt. Im Verlag Oldenbourg werden uns Klassiker der Antike und Moderne, Romantiker und Vorbilder der vaterländischen Geschichte in ihrem wesentlichsten Wirken mit Auszügen aus Briefen und Werken vorgeführt. Von den Bänden seien u. a. genannt: „Immanuel Kant“, „Von deutscher Tonkunst“, „Von der Kunst der Griechen“, „Eichendorff und die Romantik“, „Leopold von Ranke“, „Probleme und Erkenntnisse der Naturwissenschaften“.

Die Drei-Turmbücherei gibt einen Ueberblick vergangener deutscher Kultur und sucht das Charakteristische der gekennzeichneten Persönlichkeiten heraus. Der Preis des schlichten Bändchens beträgt 1,60 M.; die Reihe wird weiter fortgesetzt.

Franz Borgmeyer gab eine Bücherreihe zeitgenössischer Erzählfiktion unter dem Titel „Der Rosenstock“ heraus. Wir finden auch für den Osten bekannte Namen, die den Wert der Sammlung kennzeichnen. U. a. sind Hans Franck und Willibald Köhler mit Erzählungen vertreten. Die kleinen Bändchen sind gut ausgestattet und handlich im Format. Es seien genannt: Hans Franck „Das Seil“, Willibald Köhler „Antäus“, Friedrich Castelle „Der Vogel Holdermund“, Ernst Hengstenberg „Stella“, Selig Braun „Der Schneeregenbogen“, Hans Roselieb „Der phantastische Bau“, Dorothea Hollatz „Das Unmögliche“ und Werner von der Schulenburg „Könige“.

Thomas

Rudolf Kindermann: Das Affenheer. Südostdeutscher Verlag, Breslau, 1925.

Das schmückige Büchlein trägt die Bezeichnung „Roman“ sicher mit Unrecht, denn es ist im eigentlichen Sinne durchaus kein Roman, überhaupt

S. Plotkin

Danzig, Langermarkt 27/28

Althistorische Weinstuben

*

Caviar-Importhaus

*

Saison-Delikatessen

526]

Ein aussichtsreicher Frauenberuf

ist es, über welchen das für Eltern, Lehrer, Berufsberater und die weibliche Jugend bestimmte Buch: „Die Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendfürsorgerin“ von Margarete Boeder (50 Pig.) in beratender und umfassender Weise berichtet. Aus dem Inhalt: „Schilderungen dieses eigenartigen Berufes, gesetzliche Bestimmungen, Anstellungsbedingungen, Jugendpflege, Verzeichnis staatlich anerkannter Seminare und Frauenschulen, pekuniäre Aussichten usw.“ Bestellen Sie bei Hermann Paetel Verlag G. m. b. H., Neu-Finkenkrug bei Berlin.

Persische Flitterwochen

von Wilhelm Litten.

Mit 64 Abbildungen, 5 Schrifttafeln, 6 Karten und genauem Personen- und Ortsregister. Broschiert RM. 13.—, in Leinen geb. RM. 15.—

Während Romane mit einer Hochzeit aufhören, beginnt diese wahrheitsgetreue Erzählung damit. Der Verfasser beschreibt in dem Buche seine eigene Hochzeit in Teheran und seine darauf folgenden Reisen in Persien, Kurdistan, Anatolien, Mesopotanien, Deutschland, Frankreich, England, der Schweiz, Rumänien und Lettland. Er benutzt die Gelegenheit, um zahlreiche Bemerkungen über die von ihm bereisten Länder und deren Bewohner, sowie über wichtige Tagesfragen einzuflechten. Trotz seines reichen Inhaltes und der eingestreuten Abhandlungen liest es sich von Anfang bis zu Ende so spannend wie ein Roman wegen der reich bewegten Handlung und weil der Verfasser auf Grund eines genau geführten — und geretteten — Tagebuches in gepflegtem Stile, die Einzelheiten mit der plastischen Anschaulichkeit des unmittelbar Erlebten darstellt.

Verlag GEORG STILKE, Berlin NW 7, Dorotheenstr. 65

Aus einem Künstlerleben

von
Waldemar Meyer

Mit 25 Abbildungen Geheftet 4.50 RM.,
in Halbpergament gebunden 6.— RM.

Mitten hinein in das internationale Musikleben vor und nach der Jahrhundertwende führt uns das vorliegende Werk. In fröhlichem, originellen Plauderton erzählt Waldemar Meyer von schwerer Jugendzeit, der die glänzenden Wanderjahre durch Frankreich, England, Rußland folgten. Die Erinnerungen an eine lange Reihe bedeutsamer Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der letzten Jahrzehnte (wir nennen aus der Fülle nur: Joseph Joachim, Richard Wagner, Sarah Bernhardt, Max Reger, Anton von Werner, Adolph Menzel) geben dem Buch einen interessanten Einschlag, den der Verlag durch Einfügung zahlreicher Bilder vorteilhaft vertieft hat.

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7.

Adolf Heilborn: [546] Die Zeichner des Volks Käthe Kollwitz Heinrich Zille

Mit 100 Bildern und 5 farbigen
Tafeln 12.50 Mark

Keine Kunstgeschichte, keine
Politik! Nur das Mensch-
liche im Künstler und Kunst-
werke spricht aus dem Buche

Rembrandt - Verlag,
Berlin-Zehlendorf

keine Dichtung, sondern — Frucht eigenen schweren Erlebens — eine herbe und schonungslose Satire auf den Wahnsinn des Weltkrieges. Satiren können nur wirken, wenn sie Tatsächliches durch Steigerung derart herausheben, daß bisher Verborgenes oder schwer Sichtbares allen zugänglich und erkenntlich wird. In dieser wie in jeder Satire steckt also viel Uebertreibung — der Rest ist immer noch böse genug, ist „die Wahrheit, die bittere Wahrheit“. Dieses Wort Dantons scheint mir das richtige Motto zu sein für dieses gar nicht angenehme, aber sehr ernste und nachdenkliche Buch.

Wolfgang Federau

Kurt Engelbrecht: „Der Deutschlandsucher“. Verlag Wilhelm Hartung, Leipzig.

Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß 90 Prozent aller Schriftsteller, die das Problem des Nachkriegsdeutschland künstlerisch zu bewältigen versuchten, an dieser Aufgabe schmachlich gescheitert sind. Engelbrecht gehört zu diesen 90 Prozent — sein sogenannter „Roman“ — als Dichtung, als Wortkunst, als Kunst überhaupt garnicht zu werten, als gedankliche Auseinandersetzung noch weniger beachtlich — ist nicht einmal Literatur, ja nicht einmal Schreibwerk: ist Phrasel Abklatsch jener Phrasen, die unser Leben bedroht, von welcher Seite auch immer sie kommt. So oberflächlich, so — wie sagt man doch gleich? — so „geseicht“, daß man dem Verfasser nicht einmal seine Vaterlandsliebe glaubt. So ist dieser Roman — o du armes, mißhandeltes Wort! — eines von jenen Büchern, die uns reicher machen würden, wenn wir sie nicht hätten.

Wolfgang Federau

„Kalender des Auslandsdeutschtums für 1926“. Herausgegeben vom Deutschen Auslandsinstitut, Stuttgart.

Wieder gab das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart den weit verbreiteten Abreißkalender des Auslandsdeutschtums heraus, der ein Beweis deutscher Kulturarbeit im Auslande ist und uns immer wieder vor Augen führt, was uns durch den Versailler Vertrag an schönem Besitz verloren gegangen ist. Der Kalender verfolgt in Wort und Bild ein klares Ziel, er beschränkt sich nicht nur auf das Grenzland, sondern zeigt auch die in

aller Welt verstreuten Gebiete, die von Deutschen bewohnt werden. Er ist ein Beweis wertvoller Kulturarbeit in fremden Ländern, ein Mahner und Kufer deutschen Empfindens, unsere auslandsdeutschen Brüder nicht zu vergessen.

Carl Lange

„Oktelbische preußische Pflicht“ von Joachim Nehring im Selbstverlag des Verfassers in Danzig-Oliva.

Rudolf S. Binding: „Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges“ im Verlag Karl Rauch, Dessau.

In einer kleinen Broschüre wird vom Wesen der Wahrheit als einziger Waffe, die Deutschland übrig geblieben ist, gesprochen, die Wahrheit und die Erkenntnis, daß die alte deutsche Tradition bei der zukünftigen Gestaltung des deutschen Volkes nicht vergessen werden darf.

Feine tiefe Worte findet Rudolf S. Binding für den Aufbau des deutschen Geistes in einem Gedenkblatt für die Toten des Krieges. Es ist hier auf wenig Raum viel Wertvolles gesagt.

Müller-Uhrend

„Der Frontsoldat“. Vaterländischer Kalender für 1926 im Kommissions-Karras & Koennecke, Halle a. S.

Unter der Schriftleitung von Hans Henmin, Freiherrn Grote, kam zum zweiten Mal ein vaterländischer Kalender für das deutsche Haus heraus, dessen Hauptbild den General Maercker darstellt als Verkörperer des Frontgeistes, der den Kalender durchweht. Hindenburg, Scharnhorst, Ernst Moritz Arndt, Maercker stehen im Vordergrund.

Müller-Uhrend

Naturwissenschaft — Weltanschauung — Religion. Bausteine für eine natürliche Grundlegung des Gottesglaubens. Von D. Dr. med. Dr. phil. Johannes Reinke, Professor an der Universität Kiel. Zweite und dritte, verbesserte Auflage. (4.—7. Tausend) 8° (VIII u. 180 S.). Freiburg i. Br. 1925. Herder. Gebunden in Leinwand 3,50 Mark.

Der Verfasser dieses Buches ist in seinen 1922 erschienenen „Grundlagen einer Biodynamik“ der physiko-chemischen Bedingtheit der Lebensvorgänge gründlich nachgegangen, wobei er sich jeder Grenzüberschreitung in das Gebiet der Metaphysischen (Transzendenten) sorgfältig enthielt. Im vorliegenden Buche proklamiert er das Recht, die aller Naturforschung zugrunde liegenden Methoden der Induktion und des Analogieschlusses anzuwenden auf den Bau einer Brücke aus der physischen in die metaphysische Sphäre, und es gelingt ihm der Nachweis, daß nur die theistische Weltanschauung den Schlüssel enthält zum Verständnis der Wunder der Natur. Die Natur ist zu begreifen als Offenbarung Gottes, und in diesem Sinne liefert die Naturerkenntnis Bausteine für das Fundament der Religion.

Kurhaus Zoppot

Inhaber:
Paul Köss

HOTEL U. RESTAURANT
I. RANGES

Prachtvolle

Wein- und Bierterrassen mit
Blick auf das Meer

„Sanssouci“

Weinkuppel, Prachtbau im Kur-
hause, in vornehmer, stilvoller
Ausstattung

WEINRESTAURANT
Anerkannt erstklassige Küche



KAFFEE HAG

COFFEEFREIER
BOHNENKAFFEE

Kurt Kessler

FABRIK FEINER LIKÖRE

ZOPPOT, POMMERSCHE STRASSE Nr. 36

Telefon 92, Telegrammadresse: KURT KESSLER

Spezialitäten:

Danziger Liköre / Zoppoter Edelkorn / Zoppoter blttr Tropfen

Abteilung II:

Autogarage * Benzin und Oelstation

[247]

WALTER GOLDSTEIN

Tel. 3140

DANZIG

Tel. 3140



[813]

Leinen-Baumwollwaren engros



Schokolade Konfekt Kakaopulver

Danziger Schokoladenfabrik A.-G.

Telegr.-Adr.:
Aida

Danzig

Telefon
3104, 6255

H. BERNEAUD

183] DANZIG * STETTIN * ABERDEEN

H. Berneaud & Co., Königsberg i. Pr.

Herings-Im- u. -Export

Danzig, Kiebitz- und Stützengasse • Tel. 40 und 3340

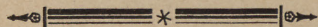
Anker - Drogerie Parfümerie

PAUL QUESTER

Ostseebad Zoppot

Seestraße 6

Fernspr. 532



Großes

Lager in allen

einschlägigen Artikeln

für Haar-, Mund- u. Hautpflege.

Engros-Lager in Toilette-

und Hausseifen, Farben

und Bürsten-

waren.

[418]

Ostseebad ^[487] ZOPPOT

Kasino mit Roulette-
und Baccaraspiel

Stadttheater

Konzerte

Wintersport

Eis- und Rodelbahn,
Skigelände mit
Sprungschanzen

Warmbad mit sämtl.
medizinischen Bädern
und Inhalatorium

Kurhaus, Hotels und
Pensionen geöffnet

Die Badekommission.

Gegründet 1870

BORG

Gegründet 1870



**FÜR
QUALITÄT RAUCHER**

Unübertroffen in Geschmack und Aroma [506]

August Mombert

G. m. b. H.

Gegründ. 1836 **Danzig, Dominikswall 9-10** Fernspr. 123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche ; Klubmöbel
Gardinen ; Innendekorationen
Betteinrichtungen ; Leinenwaren

[465]

Einziges Spezialhaus am Platze

Königl. priv. Marienapotheke
in **DANZIG**

Heiligegeistgasse 25, Ecke Ziegengasse

CONRAD KRAUSE

Fernsprecher: 3049 Fernsprecher: 3049

*Laboratorium für
Harnuntersuchung*

*

Medizinalwein

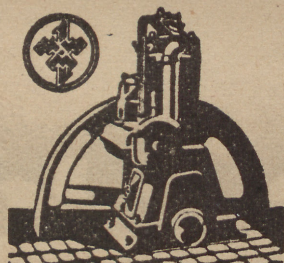
*

Medizin. Seifen

*

Mineralwasser

[505]



Kompressorlose Dieselmotore

**Motoren-Werke
Mannheim A.-G.**
vorm. Benz

Abt.: Stat. Motorenbau

Verkaufsbureau

DANZIG,

419] Pfefferstadt 71

Telefon 885

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

[461]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

Louis Donsée

Zoppot, Gr. Unterführung

UHREN — OPTIK — GOLDWAREN

Reichhaltiges Lager

[429]

343]

Paul Radtke

Pelzwaren-Mode-Saus

Gr. Wollwebergasse 11 Danzig (Parterre und I. Etage)

Telefon 1914

* Pelzwaren *

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen.

UT-Lichtspiele

Danzig, am Hauptbahnhof



Gute
Musik



Erste
Künstler



Vorführung
4, 6, 8 Uhr



Danzigs größtes
und vornehmstes
Lichtspieltheater

*

Ur- u. Erstaufführungen
von Filmen neuester
Produktion

*

Die UT-Lichtspiele gehören
zum Theater-Konzern der
Universum-Film-Aktiengesellschaft
„Ufa“ Berlin, die
über rund 120 Theater mit
ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

[138]

Entzückt ist jede Dame
über

Nestle's
Dauerwellen

Alleinige Ausführung

Haar-Körner

Danzig, Rohlenmarkt 18/19

= Telephon 2279 =

Proschüre gratis!

[133]

WITT & SVENDSEN

G. • M. • B. • H.

FABRIK UND GROSSHANDLUNG
LANDWIRTSCHAFTLICHER
MASCHINEN UND GERÄTE
EISENGIESSEREI

472]

STOLP ❖❖ DANZIG
PLATENHOF-TIEGENHOF

M. A. Hasse Nachf.

Danzig

Zigarren- u. Tabak-Fabriken



Kontor:

Altstädt. Graben 4/6

Tel. 856

Fabrikation:

Weidengasse 35/8, Tor 4
(Gewehrfabrik)

501]

Tel. 5514

Gaststätten

463]

Restaurant

JUNKERHOF

Inhaber:

Fellx Peter * Danzig * Jopengasse 16

Telefon 5198

Schloß-Hotel und Café in Oliva

(neben der Post, vis-à-vis dem Schloßgarten) Telefon: 35

Täglich:

Künstlerkonzert und Tanz

Gute warme Küche bis 2 Uhr

nachts — — Billige Preise

Probierstube à la Aschinger,

sämtliche Speisen u. Getränke

je 0,20 G. Billiger Flaschen-

verkauf außer dem Hause

===== Hochelegante Terrasse =====

Bis 4 Uhr nachts geöffnet

F. Zühlke

[500]

Bäckerei und Konditorei

von

FRITZ WENZEL

Zoppot, Gr. Unterführung 2

empfiehlt täglich frische Brötchen u. Kuchen

Spezialität: Berliner Schrippen

[422]

 Rosenthal**Rosenthal-Porzellane**

Eigene Niederlagen:

D A N Z I G

Zeughauspassage

Z O P P O T

Warmbad

Tafel- und Kaffeeservice

in allen Preislagen

Sammel-Mokkatassen, Ge-

schenkartikel u. Luxusartikel

[545]

DER NEUE-GEIST VERLAG, LEIPZIG, KÖNIGSTRASSE 10

SCHRIFTEN
VON
MAX SCHELER

DIE URSACHEN DES DEUTSCHENHASSES

Broschiert M. 3.—

DER GENIUS DES KRIEGES UND DER DEUTSCHE KRIEG

Broschiert M. 5.—, gebunden M. 7.50

KRIEG UND AUFBAU

Broschiert M. 5.—, gebunden M. 7.50

VOM UMSTURZ DER WERTE

In zwei Bänden / 2. Auflage

Broschiert M. 12.—, gebunden M. 17.—

VOM EWIGEN IM MENSCHEN

in zwei Halbbänden

Broschiert M. 15.—, gebunden M. 20.—

SCHRIFTEN ZUR SOZIOLOGIE UND WELTANSCHAUUNG

I. MORALIA (IN EINEM BAND)

II. NATION UND WELTANSCHAUUNG (IN EINEM BAND)

III. CHRISTENTUM UND GESELLSCHAFT (IN ZWEI BÄNDEN):

I. KONFESSIONEN

II. ARBEITS- UND BEVÖLKERUNGSPROBLEME

Jeder Band broschiert M. 5.—, gebunden M. 7.50

In wenigen Wochen gelangt zur Ausgabe:

SOZIOLOGIE DES WISSENS

*Zu beziehen durch alle in- und ausländischen Buchhandlungen
Verlangen Sie Verlagsverzeichnisse*

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg. Februar 1926 Nr. 11

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Carl Lange: Zur Einführung	1085
Otto Aug. Ehlers: Göß von Sedendorf, mit Bildern.	1086
Dr. Otto Brattstoven: Die moderne Glas- malerei, mit Bildern.	1093
Haußfriedrich Fuels: Der Weg	1103
Dr. Robert Wettsch: Zur Erneuerung der Idyllendichtung.	1108
Raethe Methe: Die neue norwegische Literatur	1113
Gabriel Scott: Das Hühnerhaus auf dem Mühlenberg	1119
Hjalmar Christensen: Augustnacht	1123
Paul Gurl: Pan	1128
Siegfried Kracauer: Der Gast	1129
Friedel Wehler: Die Mutter	1137
Wilhelm Schmidbom: Orsoy	1146

Rundschau:

Dr. Max Fischer: Wilhelm Schmidbom – der Epiker	1152
Friedrich H. Pehm: Der Dramatiker Hans Henny Jahnn	1155
Friedrich H. Pehm: Hans Henny Jahnn: Der gestohlene Gott	1157
Dr. Kurt Bod: Frank Thiel	1158
Siegfried Melchinger: Paul Gurl	1160
Hermann Sternbach: Josef Ponten	1163
Dr. Otto Brattstoven: Martin Bormann	1165
Willibald Smantowski: Danziger Theater- brief	1166
Georg Maria Hofmann: Vom Weg des neuen Dramas	1170
Aus Walter von Moles Tagebüchern	1172
E. F. W. Behl: Dichtungen aus der Zeit	1173
Hans Gäßgen: Drei deutsche Maler	1174
Hebbelgemeinde	1175
Buchbesprechungen	1175 – 1190

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW 1, Dorotheenstr. 63

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2
Telefon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post
oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ost-
preußen durch Gräfe & Unger, Königsberg i. Pr.,
Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm,
Reval, für Lettland, durch Gustav Löffler, Riga.
Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Gold-
mark, für Danzig 1.60 Gulden.

Dresdner Bank
in
Danzig
Langermarkt 12/13

400]

Der Herausgeber
der

Ostdeutschen Monatshefte

ist in Angelegenheit der
Zeitschrift jeden Donners-
tag zwischen 11 und 1 Uhr
vormittags im Büro der neu
eröffneten Buchhandlung
Georg Stilke, Danzig, Lang-
gasse 27, zu sprechen (Tele-
fon 5169). Die Ostdeuf-
schen Monatshefte sind von
nun ab sowohl hier wie im
Zweiggeschäft Buchhand-
lung Stilke, Langfuhr,
Hauptstr. 8 (Telefon 41182)
zu haben und zu abonnieren.

Die Anzeigenverwaltung
untersteht wie bisher
Herrn Oberst Weinlig.

Danziger Bank
für Handel und Gewerbe
 Aktiengesellschaft
 Langenmarkt 30
 mit
Depositenkasse Zoppot
 Markt 3

442]



Aktienkapital und Reserven
 G. 2 000 000.—



Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte

Die
Hansa-Bank

Aktiengesellschaft
DANZIG, Brotbänkengasse 43

hält sich zur Erledigung
 sämtlicher bankgeschäftlichen
 Transaktionen bestens
 empfohlen

162]



Telefon: 560, 1899, 7184, 7185

Postscheckkonto:

Danzig Nr. 1158
 Stettin Nr. 12060

Commerz-u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft
Filiale Danzig

Langermarkt 14



Telegrammadresse: Hanseatic
Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

253]

DANZIGER GOLDWASSER

Kurfürstlicher Magen

529]



Jullus von Götzen A.-G., Danzig 4
Deutsche Zweigfabrik: Elbing, Gymnasialstrasse 3

Ostdeutsche Bernstein-Industrie M. Frieße

Danzig

G. m. b. H.

Königsberg Pr.

Fabrikation von Bernsteinwaren aller Art

Danzig

Königsberg Pr.

Telegr.-Adr.: Bernsteinfrieße Danzig
Fabrik u. Kontor: Jopengasse 64
Fernruf: 2372 u. 80

Telegr.-Adr.: Bernsteinfrieße Königsbergpr.
Fabrik und Kontor: Magisterstraße 45
Fernruf: 7285

Verkauf u. Ausstellungsraum Zeughauspassage

[427]

Wilhelm Bodtke

Fleischermeister

[445]

ZOPPOT, Danziger Straße 3

Tel.: 38

Tel.: 38

WURSTWAREN

nach pommerscher
und thüringer Art

Kunstaussstellung Emil Richter, Dresden=A.

Pflege der zeitgenössischen Kunst des
In- und Auslandes

Wechselnde Kollektiv = Ausstellungen
erster Meister und junger Künstler

Bis Mitte Februar:

FRANZ MASEREEL

In Vorbereitung: P. BECKER-MODERSOHN

★ In der Bücherstube finden Sie das
moderne Buch aus Kunst und Dichtung ★

„DREI LILIEN“

[508

Parfümerie - Kunstgewerbe

DANZIG,
Langgasse 17 - 18

KÖNIGSBERG,
Kantstraße 15

ERSTES HAUS AM PLATZE

für

Parfümerien und || Feine Toiletteseifen
Toilette - Artikel || Kosmetische Artikel

Kristall (Baccarat, Val St. Lambert)

Kunstporzellane

Feine kunstgewerbliche Erzeugnisse

Lederwaren * Handtaschen * Reiseartikel

Feinste Offenbacher und Wiener Modelle

An den deutschen Adel Politische Betrachtungen zur Zeitgeschichte von Freiherrn Rochus v. Rheinbaben

87 Seiten, in Halbleinen gebunden 2.50 RM.

Diese Schrift richtet sich an den deutschen Adel, doch gilt sie allen, die sich zur Führerschaft in Deutschland berufen fühlen, allen, die verpflichtet und fähig sind, geistig mitzuarbeiten an dem Geschick Deutschlands. In knappen Sätzen gibt der Verfasser an Hand geschichtlicher Tatsachen die Entwicklung der geistig-politischen Ideen in Europa und weist auf zwei große Strömungen in der europäischen Geschichte hin: auf dem Gebiete der Humanität in fortschreitendem Maße an Stelle brutaler Gewalt das Recht zu setzen und auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaft das einigende Moment immer stärker hervortreten zu lassen. Man erkennt, daß die deutsche Politik der letzten Jahre, die Rheinbaben in scharfen Umrissen zeichnet, in der Linie dieser geschichtlichen Entwicklung liegt und, so unvollkommen die Ergebnisse von Locarno und London auch sein mögen, in ihrer Richtung doch die Erfüllung alter europäischer Völkerträume zu suchen ist.

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65

J.H. JACOBSON / DANZIG

P A P I E R -
GROSSHANDLUNG
EXPORTHAUS

SCHREIB- U. ZEICHENMATERIAL
SPEZIALGESCHÄFT FÜR BÜRO-
MÖBEL / „DANZIGER POST-
FEDER“ RÖDERTALWERKE
„TRIUMPHATOR“-RECHEN-
MASCHINE „URANIA-VEGA“
RECHNENDE SCHREIBMASCHINE

550]

BRUNO BLASCHY

MODERNE PHOTOGRAPHIE

Prämiert auf Fachausstellungen

Porträts; Vergrößerungen

Industrielaufnahmen

Paßaufnahmen

[549

DANZIG

jetzt nur: Dominikswall 1, part.

FERNRUFNUMMER 7696

Das ABC der farbigen Architektur

Mit 20 farbigen Tafeln nach Grundskizzen des Verfassers. / In Ganzleinen geb. RM. 15.—
von **Hermann Phleps.**

Dieses Buch bringt eine reiche Zahl der verschiedensten Bemalungsarbeiten, von der Wandfläche anfangend bis zum Straßenschild, die in der Mehrzahl auf historische Vorbilder zurückgehen. Damit will der Verfasser nicht eine Sendung von Motiven bringen, die man als Musterkarte zum Abzeichnen benutzen soll, sondern auf die einfachen Hilfsmittel hinweisen, mit denen man in der guten Zeit der Architektur ausgezeichnete Wirkungen hervorzurufen verstand.

NEUER FRANKFURTER VERLAG G. M. B. H.
FRANKFURT A. M.

ARTHUR PFUNGST GESAMMELTE WERKE

HERAUSGEGEBEN IN GEMEINSCHAFT MIT
DR. FRANZ ANGERMANN UND EMIL DOCTOR
VON
MARIE PFUNGST

IN DREI BÄNDEN

Soeben erschien:

Bd. 1 Inhalt: Arthur Pfungst, sein
Leben und sein Werk — Ge-
dichte — Laskaris, eine Dichtung
— In Yamas Reich.

1556

Preis in vornehmem Leinenband M. 12.—

Bd. 2 wird die Sammlung „Aus der
indischen Kulturwelt“ — „Die
Leuchte Asiens“ und das „Sutta
Nipâta“ enthalten.

Bd. 3 Aufsätze zur Politik, Wirtschaft,
Ethik usw. Vorträge und Briefe.

In fünfter Auflage erschien soeben:

LASKARIS

Eine Dichtung von

ARTHUR PFUNGST

Preis in elegantem Leinenband M. 7.50

DIE NATION. Schon die Vereinigung zweier so selten vereinigten Fähigkeiten: die einer reichen und tiefgründenden philosophischen Ideenverbindung und die des individualisierenden dichterischen Gestaltens erhebt dieses Epos über andere Dichtungen gleicher Art . . . Die ganze Dichtung ist von seltener Formschönheit und gleichsam gesättigt mit Wohlklang, der oft genug einen musikalischen Charakter hat.

In vierter Auflage erschienen:

NEUE GEDICHTE

von

ARTHUR PFUNGST

Preis gebunden M. 3.—

VOSSISCHE ZEITUNG. Als Mitkämpfer im Geisteskampf der Zeit hat Arthur Pfungst seine „Neuen Gedichte“ geschrieben und manch stolzes Wort in anmutige Form gekleidet.

DRESDNER ANZEIGER. Pfungst ist eine selten kraftvolle Dichternatur; Tiefe des Gemütes, Gedankenreichtum und Sprachgewandtheit sind in ihm in schönster Harmonie vereinigt.



Briefmarken!

Preisliste kostenlos.

Auswahlen in Altdeutschland — Europa — Übersee.

Berliner Marken- und Ganzsachenhaus BERLIN W 8, Friedrichstraße 83 O.

KREDITBANK IN DANZIG A.-G.

DANZIG / BROTBÄNKENGASSE NR. 37

441]

E R L E D I G U N G
SÄMTLICHER BANKGESCHÄFTE

TELEPHON 780, 5610 / TELEGRAMM-ADRESSE: KREDA
GIRO-KONTO: BANK VON DANZIG NR. 46 / POSTSCHECK-KONTO 41

LESEN SIE

„DIE TRADITION“

Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kunst

Bestellzettel

An den

Deutschen Volksverlag Ullrich & Co., K.-G., Berlin SW 48
Wilhelmstraße 28

Ich bestelle hiermit

„Die Tradition“

auf die Dauer von

zum Preise von 4.— Mk. vierteljährlich

Der Betrag liegt bei — folgt auf Postscheckkonto Berlin 43 883 — ist durch
Nachnahme zu erheben.

(Nichtgewünschtes durchstreichen)

Name:

Beruf:

Wohnort:

Straße, Nr.:

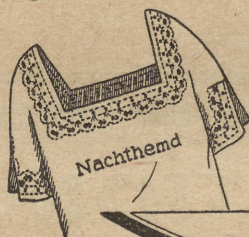
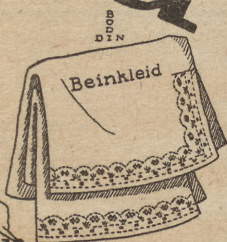
Poststation:

(Bitte recht deutlich ausfüllen)

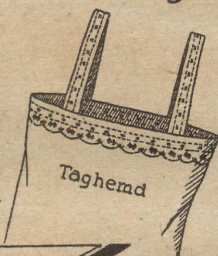
Grünfeld



Leinen
Wäsche
Ausstattungen



Hemdbeinkleid



Nr. 1001

Grünfeld-Wäsche ist die billigste Wäsche

weil sie die Eigenschaften der guten Grünfeld-Wäsche aufweist.
Haltbarer Stoff. Hervorragender Schnitt. Erstklassige Arbeit.

Taghemd Nr. 1001 DR. M. 4.35 Besond. weit M. 4.80	Beinkleid Nr. 1001 DR Geschloss. Form M. 4.65 Besonders weit . . M. 5.60	Nachthemd Nr. 1001 DR M. 7.- Besonders weit . M. 8.50	Hemd- beinkleid 5.90 Nr. 1001 DR unt. mit 2 Knöpfen Gr. 42, 44, 46, 48	Leibchen- Unterrock 7.90 Nr. 1001 DR Gr. 42, 44, 46, 48.
---	---	---	---	--

Erbitte Angabe
a) Oberweite
b) Taillenweite
c) Hüftenweite

Die Hauptpreisliste Nr. 224 S über Wäsche jeder Art
(mit 2000 Abbildungen) wird auf Wunsch zugesandt.

Landeshuter Leinen-
und Gebildweberei

F. V. Grünfeld

Größtes Sonderhaus
für Leinen u. Wäsche

Berlin W 8, Leipziger Strasse 20-22

Zweigniederlassung: Köln, Krebsgasse. * Fabrik: Landeshut (Schlesien).

251]



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 u. 2191 DANZIG BUNDEGASSE 43-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT
BUCH-UND STEINDRUCKEREI**

**AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART**

Romantif Eine Zeitschrift für junge Dichtung

Begründet 1918 / Herausgeber: Kurt Bod

Preis Mart 3. — für 6 Hefte

Mittelpunkt einer kulturellen und literarischen Bewegung, die immer weitere Kreise umfaßt, verkündet die „Romantif“ die Vereinigung des ewigen deutschen Symbols der „Blauen Blume“ mit dem „Tätigen Geiste“ unserer Tage. Das Ziel: Erhebung über alle starre Materie, echte Freude in Dichtung und Weltstcht, Wiedergeburt des Herzens. Wer herausstrebt aus dem Alltag, wer mitlebt mit der neuen Zeit, Kultur und Dichtung, wer um Weltstcht ringt (und wer täte das nicht?): der greife zu diesen lieben, schönen Blättern!

Aus vielen großen Besprechungen:

Das Literarische Echo: Keine Menschlichkeit, Wiedergeburt aller guten Geister von Herz und Seele. Lösung von aller starren Erdbundenheit, gläubiger Idealismus und verträumte Mystik, romantische Verrentung und Ekstase sind die Lösungsworte einer Richtung, die sich in einer von den bitteren Notwendigkeiten eines unfassbaren Weltenschlafs zerrissenen Zeit wieder an das unergängliche Selbst im Menschen wendet.

Das neue Buch: Mit feinem Feinsinn gefeilt, hat sie einen Ehrenplatz errungen. So wird sie ihren Zauber auf die nach Erhebung Ausschauenden ausüben.

(Rob. Werner Schulte.)

===== Prospekt auf Wunsch =====

R o m a n t i f - V e r l a g

Dr. Kurt Bod, Berlin NW 87, Elberfelder Straße 24

„Ich helfe Dir“ * „Für die Familie“ „Nach der Arbeit“ * „Sport und Gesundheit“

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
 guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
 SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
 mern, Krs. Marienburg u. Marienwerder

EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9

Soeben erschien:

Das neue Aufwertungsrecht

nebst praktischen Beispielen, Formularen für die notwendigen Anmeldungen,
 einer Tabelle der einzuhaltenden Fristen und ausführlichem Sachregister

Gemeinverständlich dargestellt:

von

DR. RADEMACHER

Mitglied des Reichstages und
des Aufwertungsausschusses

unter
 Mitwirkung
 von

DR. A. PHILIPP

Mitgl. d. Reichstages u. Vorsitzen-
der des Aufwertungsausschusses

Umfang XVI u. 332 Seiten

Preis M. 4.50

Die neuen Aufwertungsgesetze werden in den weitesten Kreisen der Bevölkerung besonderem Interesse begegnen. Die Entwicklung des Aufwertungsrechts und die Schwierigkeit des Gegenstandes bringen es mit sich, daß die Fassung des Gesetzes nicht so allgemeinverständlich ausfallen kann, daß sie von jedem Laien ohne Beratung verstanden und auf seinen Sonderfall angewendet werden kann. Deshalb ist das Erscheinen dieser gemeinverständlichen Darstellung zu begrüßen. Das Buch ist kein Kommentar, es wird vielmehr, nach Materien geordnet, die große Fülle der durch das Gesetz geregelten Einzelfälle so zu erörtern suchen, daß auch der Laie seinen Fall leicht findet. Jeder soll aus dem Buch feststellen können, wie für ihn — mag er Gläubiger oder Schuldner sein — die Regelung ausgefallen ist und was er zu tun hat, um seine Rechte zu sichern. Die Darstellung ist zu diesem Zwecke

mit Beispielen aus dem täglichen Leben

belegt. Die Verfasser gelten als besondere Kenner des Aufwertungsrechts und sind an der Entstehung des Gesetzes hervorragend beteiligt.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7